

## Sprechweisen

## Sprechweisen

Titelbild: © 2017 Charlie @irrtum\_enterprise  
Impressum

©2017 Erich Otto Graf (Hrsg.)

Druck und Verlag: epubli GmbH, Berlin, [www.epubli.de](http://www.epubli.de)  
ISBN

Printed in Germany

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation  
in der Deutschen Nationalbibliographie;  
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet über  
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

»Die Bezeichnung  
Humanwissenschaften; sie scheint mir  
der Appell der Unterwerfung schlechthin  
zu sein«.  
Die Wissenschaft und die Wahrheit  
1975 (1965), S. 237 Jacques Lacan

I find it necessary to consult everyone a  
little in his turn; and therefore must beg  
pardon for going on a little further in the  
same way: For which cause, right glad I  
am, that I have begun the history of  
myself in the way I have done; and that I  
am able to go on tracing every thing in it,  
as Horace says, ab Ovo,  
Tristram Shandy

Oh, the time will come up  
When the winds will stop  
And the breeze will cease to be breathin'  
Like the stillness in the wind  
Before the hurricane begins  
The hour that the ship comes in  
The hour when the ship come in  
Bob Dylan



## Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....	9
Einleitung .....	11
Erich Otto Graf	
Sprechweisen.....	19
Zur Untersuchung der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, die durch dort beschäftigten Menschen untersucht, beschrieben und dargestellt worden ist. ....	19
Zum Forschungsprojekt.....	19
Was lässt sich berichten und wie lässt es sich berichten? ....	25
Geschichte .....	37
Manifestes und Latentes .....	50
Wie (leicht) kann Sprache sein? .....	59
Epistemische Fragen.....	82
Kommunikation – die Matrix der Kultur .....	91
Ambulante Forschung – Forschungsambulanz .....	101
Das methodische Vorgehen und der Ort der Forschung ....	109
Kunst – was ist das?.....	149
Journal de recherche.....	155
Bibliografie .....	164
Irina Bühler	
Was ist partizipative Forschung? – Ein Beispiel aus der Sonderpädagogik .....	176
Einleitung .....	176
Partizipative Forschungsansätze in der Sonderpädagogik..	176
Durchführung einer partizipativen Forschung – ein Beispiel	184
Schlussbemerkungen .....	196
Literatur.....	198
Arbnora Aliu	
Intuitives Schreiben im Forschungsprojekt.....	201
Das Entstehen der Texte.....	204
Erkrankung und Schreiben .....	207
Irina Bühler	
Die Forscherin im Zwiespalt von Forschen und Unterstützen..	210
Literaturverzeichnis .....	214

Melike Hocaoglu	
Doris Egger und ihr Sprachrohr nach Aussen .....	215
Inga Balhuber	
Forschung als Methode der Unterstützung .....	223
Wie geht man vor? .....	224
Die Analyse der Interviews von PP .....	227
Theoretischer Hintergrund Mensch-Handeln-Raum Beziehung in der Sozialforschung .....	238
Zusammenfassung .....	246
Bibliographie .....	254
Irina Bühler	
Persönliche Briefe als Beitrag zur Forschung – Entwicklung und Lernen durch regelmässiges Schreiben .....	255
Material: Übersicht und Inhalt .....	258
Interview mit Timo vom 3. Oktober 2016 .....	270
Literatur .....	272
Vanessa Prieth	
Erfahrungen in einem Forschungspraktikum .....	273
Eindrücke aus meinem Forschungstagebuch .....	275
Erich Otto Graf	
Die Rückkehr der Forscher*innen .....	283
Autor*innen .....	294

## **Vorwort**

Das hier vorliegende Buch versammelt Texte, die im Rahmen des Forschungsprojektes »Zur Untersuchung der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, die durch dort beschäftigte Menschen untersucht, beschrieben und dargestellt worden ist« entstanden sind. Der ungelente Titel des Projektes hat, wie aus den verschiedenen hier versammelten Texten hervorgeht mit der Geschichte dieses Projektes zu tun, das vom Oktober 2013 bis Ende Januar 2017 gedauert hat.

Dieses Projekt hat in vielerlei Hinsicht etwas anders funktioniert als andere Forschungsprojekte. Deshalb haben wir uns entschieden, es von verschiedenen Aspekten her zu beschreiben. Dazu dient dieses Buch.

Eine Gruppe von Menschen mit einer Einschränkung im so genannt kognitiven und/oder psychischen Bereich hat sich zusammengefunden, eine Forschungsfragestellung erdacht und entwickelt. Die aus der Forschungsfragestellung sich ergebenden Forschungstätigkeiten sind durch die Gruppenmitglieder, die alle aus der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals stammen, durchgeführt worden.

Diese Forschungsgruppe wurde von einer Gruppe von drei Forscher\*innen der Universität Zürich (PD Dr. Erich Otto Graf, Initiator des Projektes und operative Projektleitung bis Ende August 2016, lic. phil. Irina Bühler, die im November 2014 in die Projektgruppe eintrat und ab September 2016 bis Ende Januar 2017 die Projektleitung übernahm, und Arbnora Aliu, die im Oktober 2013 als studentische Hilfskraft im Projekt mithalf und nach ihrem BA-Abschluss als wissenschaftliche Mitarbeiterin (mitarbeitete) koordiniert).

Finanziert wurde die Forschung durch die Universität Zürich, Frau Prof. Dr. I. Hedderich vom Lehrstuhl *Gesellschaft, Partizipation und Behinderung des Instituts für Erziehungswissenschaft* stellte E. O. Graf weitgehend von anderen Aufgaben auf seiner Planstelle als wissenschaftlicher Mitarbeiter im Institut frei. Das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (EBGB) leistete eine finanzielle Unterstützung von 160'000 SFR. Aus diesen Mitteln konnten, die Anstellungen von Irina Bühler und Arbnora Aliu und die restlichen Projektkosten finanziert werden. Das EBGB finanziert Projekte in der Regel im

Ausmass der durch den Projektträger für das Projekt erbrachten Eigenleistung.

Das Projekt ist nun Ende Januar 2017 mit der Präsentation des Buches »Lebenswelten in der Kreativwerkstatt« (Verein Forschungsgruppe Kreativwerkstatt 2017) zu Ende gegangen. Die Forschungsgruppe hat sich als Verein konstituiert und versucht Drittmittel für die weitere Forschungsarbeit einzuwerben. Die Universität Zürich unterstützt in eingeschränktem Rahmen die Arbeit der Forschungsgruppe. Die Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals ist an einem Auftrag an den Verein »Forschungsgruppe Kreativwerkstatt« interessiert, in welchem es darum geht, aus dem Interviewmaterial eine Personalfortbildungsveranstaltung im Frühsommer 2017 durchzuführen.

Basel, den 15. Januar 2017

Erich Otto Graf



## Einleitung

Inklusive Forschung, partizipative Forschung, diese Worte sind seit ein paar Jahren zu einem Hype geworden in einem Fach, das sich selbst »Sonderpädagogik« nennt, und das es in dieser etwas eigenartigen Ausprägung weltweit nur in der regionalen Sprache des Deutschen gibt.<sup>1</sup> Im deutschen Sprachgebrauch gab es bis vor kurzem noch das synonyme Wort der »Heilpädagogik«<sup>2</sup>.

Die von Wolfgang Jantzen und Georg Feuser in Bremen entwickelte Konzeption der »Behindertenpädagogik«, die nicht mit der Sonderpädagogik inhaltlich deckungsgleich ist, ist im deutschsprachigen Diskurs marginal geblieben, da sie sich explizit auf den Marxismus und die *sowjetische kulturhistorische Schule*<sup>3</sup> bezogen hat und deswegen aus antikommunistischen Ressentiments heraus, zumal in Westdeutschland ausgegrenzt worden ist.

Seit einigen Jahren wird versucht, mit den Neologismen »Integrationspädagogik« und »Inklusionspädagogik« eine Konzeption zu entwickeln, welche das Ausgrenzende des Diskurses, dem die »Sonderpädagogik« als eben eine besondere, aufzuheben vermöchte. Zwar gibt es seit der Begründung der Sonderpädagogik als akademischer Disziplin, die ihren Ausgang bei Heinrich Hanselmann an der Universität Zürich in den frühen 20er Jahren des 20. Jahrhunderts nimmt, stets den Versuch zu betonen, dass auch Sonderpädagogik nichts anders sei als Pädagogik. Daneben hat es stets »Pädagogik« und jede Menge

---

<sup>1</sup> Das Deutsche ist seit der nationalsozialistischen Herrschaft zu einer regionalen Sprache vermindert worden. Es wird weltweit von ungefähr 80 Millionen Menschen muttersprachlich (native speakers) gesprochen. Solche Zahlen gelten in Ländern wie Indien oder der VR China als Sprachen regionaler Minderheiten. Deutsch ist damit zu einer Sprache geworden, die weltweit nur noch von ziemlich wenigen Menschen verstanden und verwendet wird.

<sup>2</sup> Heilpädagogik wiederum ist ein schwieriges Wort, weil es im Zusammenhang von Beeinträchtigung oft rein gar nichts zu »heilen« gibt. Wenn wir schon bei den Begriffen sind: das englische »*special needs education*« macht die Sache keineswegs besser, denn hier wird nun nicht die Pädagogik »sonder-« sondern die Bedürfnisse. Die Schwierigkeit der Wortwahl weist bereits auf die Schwierigkeit des Umgangs der Kultur mit jenen, die sie zu *Aussenseitern* macht, indem sie sie eben »besonder«, zu Menschen mit »speziellen Bedürfnissen«, zu solchen, denen man Extrawürste braten muss, macht. Die Ausgrenzung liegt schon in der schwierigen Begriffsbildung vor (vgl. dazu Mayer 1981 (1975)).

<sup>3</sup> Vgl. dazu [https://de.wikipedia.org/wiki/Kulturhistorische\\_Schule/](https://de.wikipedia.org/wiki/Kulturhistorische_Schule/) Abfrage 3. 1. 2017.

so genannter »Bindestrichpädagogiken« in der Akademie gegeben.

Es gab auch stets Diskussionen darüber, ob Pädagogik Teil des universitären Fächerkanons sein sollte, oder ob sie nicht ausgedeutert als so etwas wie eine akademisierte Berufsausbildung in separaten Einrichtungen zu lehren sei.<sup>4</sup>

Die Anzahl der Bindestrichfächer einer wissenschaftlichen Disziplin mag ein Hinweis darauf sein, dass einer Disziplin ein inhaltliches Zentrum fehlt, über welches sich die verschiedenen Vertreter\*innen dieses Faches verständigen könnten. Inhaltliche Zentren sind in der Wissenschaft meist die Gegenstände des forschenden und reflektierenden Interesses der Wissenschaftler\*innen, die sich um konvergente Fragestellungen herum auf verschiedenen Tätigkeitsfeldern gruppieren. Werden solche Interessenkonvergenzen der forschenden Neugier institutionalisiert, dann entstehen wissenschaftliche Fächer oder wissenschaftliche Disziplinen. Diese sind an wenigstens zwei sozialen Orten institutionalisiert, den Hochschulen und den jeweiligen fachwissenschaftlichen Gesellschaften. Es gibt in allen Wissensdomänen sehr viele solcher fachwissenschaftlichen Gesellschaften, die sich in manchmal mehr und manchmal weniger freundschaftlicher Konvergenz/Divergenz bewegen. Oft versammeln sich die Mitglieder dieser Vereinigungen in Dachverbänden, wie ihn etwa die DGfE, die deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft darstellt.<sup>5</sup> Die Vielgestaltigkeit der DGfE ist ein Hinweis darauf, dass es der Erziehungswissenschaft schwer fällt, sich über ihr inhaltliches wissenschaftliches Zentrum zu verständigen.

Diese Verständigungsschwierigkeiten, man ist beinahe versucht von »Sprachbarrieren« zu sprechen, hängen damit zusammen, dass die inhaltlichen Rahmungen dessen, womit »Pädagogik« sich zu befassen hätte, sehr heterogen ist. »Pädagogik« und ab jetzt als ihr Synonym »Erziehungswissenschaft« umfasst

---

<sup>4</sup> Analog dazu wäre die Diskussion darüber zu führen, inwiefern Medizin ein universitäres Fach sein solle. Damit wird freilich ein weiteres Diskursfeld geöffnet, inwiefern berufliche Ausbildungen an die Universität gehören.

<sup>5</sup> Die Deutsche Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (DGfE) ist der bedeutendste erziehungswissenschaftliche Dachverband im deutschsprachigen Raum. Die Gesellschaft ist in 13 Sektionen und Kommissionen organisiert, vgl. <http://www.dgfe.de/sektionen-kommissionen.html/> Abfrage 2. 1. 2017).

Wissensbestände, die sich auf sehr verschiedene Praxen beziehen. Viele dieser Praxen sind in so genannten Professionen institutionalisiert. Die wohl in diesem Zusammenhang grösste und umfassendste Institution ist die Bildungsinstitution mit der Einrichtung von Schule in ihrem Zentrum. Insofern der Wissenserwerb und der damit verbundene subjektiv anfallende Bildungsprozess über den Erwerb von Diplomen staatlich sanktioniert ist, wirkt das Moment von Herrschaft stets mit. Erziehungswissenschaft als eine auf das Handeln sich hin orientierende Wissenschaft ist per se Herrschaftswissenschaft, da ihre zentralen Bezugfelder ideologische Staatsapparate sind. Im Zentrum des erziehungswissenschaftlichen Interesses steht immer die Schule. Das zeigt sich nicht zuletzt daran, dass unterschieden wird in erziehungswissenschaftliche Bemühungen, die sich um »schulische« und solche, die sich um »ausserschulische« Belange kümmern.

Aufschlussreich ist im Zusammenhang von Macht und Herrschaft das weber'sche Diktum: »Macht bedeutet jede Chance, für einen Befehl bestimmten Inhalts bei angebbaren Personen Gehorsam zu finden; Disziplin soll heissen, die Chance, kraft eingeübter Einstellung für einen Befehl prompten, automatischen und schematischen Gehorsam bei einer angebbaren Vielfalt von Menschen zu finden.

1. Der Begriff „Macht“ ist soziologisch amorph. Alle denkbaren Qualitäten eines Menschen und alle denkbaren Konstellationen können jemand in die Lage versetzen, seinen Willen in einer gegebenen Situation durchzusetzen. Der soziologische Begriff der „Herrschaft“ muss daher ein präziser sein und kann nur die Chance bedeuten: für einen Befehl Fügsamkeit zu finden.

2. Der Begriff „Disziplin“ schliesst „Eingeübtheit“ des kritik- und widerstandslosen Massengehorsams ein« (Weber 1972 (1921), S. 28). Liest man solche Sätze heute, dann denkt man einerseits unweigerlich an »Schule« und andere staatliche Zwangsanstalten. Die legitime Ausübung von Macht, was Max Weber im obigen Zitat »Herrschaft« nennt, braucht stets Rechtfertigung. Die Bildungsinstitution hat ihre Selektivität bisher stets im Rückgriff auf Begabungen und Fleiss gerechtfertigt. Dabei wurden und werden noch immer heroische Schlachten darum geschlagen, was wohl vererbt und was wohl umweltimpliziert sei. Diese Frage ist

ungefähr so spannend, wie die Beantwortung der Frage während eines Geigenkonzertes, ob sich die Musik nun in der Geige oder in der Geiger\*in befinde.

Die UN-Behindertenrechtskonvention hat nun einen erheblichen kulturellen Druck auszuüben vermocht, da Inklusion im Umgang mit Menschen mit sogenannten Behinderungen zum zentralen Begriff geworden ist. Dieser Druck hat ein Terrain geöffnet, auf dem sogenannte inklusive oder partizipatorische Forschung durchgeführt werden kann.<sup>6</sup>

Partizipative Forschung ist in diesem Zusammenhang auch als ein Versuch zu verstehen, das sich öffnende Legitimationsdefizit der Sonderpädagogik zu beheben. Sonderpädagogik ist seit ihrer Entstehung stets eine Disziplin gewesen, die den Anspruch erhoben hat, durch ihr Eingreifen – heute im Zeitalter der Kriegsmetaphorik spricht man vornehmer von »Intervention« oder »intervenieren«<sup>7</sup> – Verhältnisse ihrer Ansicht nach zu verbessern. Dieser Grundproblematik allen erzieherischen Verhaltens wollte sich die Sonderpädagogik in ihrer Tradition niemals entziehen, was sie heute in gewisse legitimatorische Schwierigkeiten bringt. Insofern lassen sich die Anstrengungen, die von ausserhalb der sonderpädagogischen Praxis unternommen worden sind, um die Rechte von Menschen mit Behinderungen zu erkämpfen, gut ins Programm einer aktuellsein wollenden Sonderpädagogik aufnehmen und Inklusion als Forderung auch zu vertreten – *cum grano salis* versteht sich.

Diese diskursive Grosswetterlage ist dem Anliegen der hier diskutierten Forschung entgegengekommen und hat zweifellos

---

<sup>6</sup> Und wie es sich für eine richtige akademische Diskussion gehört, muss hier selbstverständlich auch über die semantische Differenz zwischen »inklusive« und partizipatorisch« gestritten werden. Ein Streit der wie immer bloss der Profilierung der Streitenden dient, nicht aber jenen Menschen, denen mit diesen oder jenen Gründen der Zugang zur Akademie verschlossen ist, weil sie beispielsweise nicht über eine Matura oder andere formale Abschlüsse verfügen.

<sup>7</sup> »**inter-veniō** <**venire**, **vēnī**, **ventum**> 1. **intervenio** dazwischenkommen, -treten, während eines Vorgangs erscheinen, hinzukommen (m. Dat.) [ *alcis orationi; incendio* ] abs. *quam orationem cum ingressus esset, Cassius intervenit* Cic.

2. **intervenio** einschreiten, sich einmischen (m. Dat.; ne) [ *rebus hominum einwirken auf* ] 3. **intervenio** entgegentreten, unterbrechen, stören, hindern, aufhalten (m. Dat. od. Akk.) [ *cognitionem* ]« <http://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/latein-deutsch/intervenio/> Abfrage 2. 1. 2017.

geholfen, dieser Idee sowohl an der Universität Zürich als auch im EBGB mit einem gewissen Wohlwollen entgegenzutreten. Am Lehrstuhl »Gesellschaft, Partizipation und Behinderung« von Frau Prof. Dr. Ingeborg Hedderich haben Fragestellungen rund um Partizipation und Inklusion einen zurzeit stabilen Ort innerhalb des akademischen Teils der Bildungsinstitution gefunden.

Ausgehend von diesem Hintergrund präsentieren wir nun die Papiere, die im Rahmen des Forschungsprojektes entstanden sind.

Den Anfang macht ein längeres Papier von *Erich Otto Graf* mit dem Titel »*Sprechweisen*«, das auch gleich dem ganzen Band den Titel gegeben hat. E. O. Graf setzt sich in diesem Beitrag kritisch mit sprachtheoretischen und kommunikationstheoretischen Fragen auseinander, die im Rahmen der Forschungsarbeiten in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals ihre unmittelbar forschungspraktische Bedeutung erhalten haben. Die Diskussion der Konzepte zur Diskussion von Sprache und Kommunikation werden mit den Konzepten der militanten Untersuchung diskutiert (vgl. Alquatis 1974). Hintergrund dieser Form der Aktionsforschung bildet die marxistische Tradition der »partizipativen Forschung«, deren Ursprünge in den sozialwissenschaftlich aktuellen Diskursen oft vergessen gegangen ist.<sup>8</sup>

Irina Bühler behandelt in ihrem Beitrag *Was ist partizipative Forschung? – Ein Beispiel aus der Sonderpädagogik* eine kurze Geschichte der partizipatorischen Traditionen in der Sonderpädagogik und beschreibt die Vorgehensweise, die für diese Art der Forschung für die Untersuchungsarbeiten in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals gewählt worden sind.

Der Beitrag von Arbnora Aliu befasst sich mit den Fragen und Problemen rund um *Intuitives Schreiben im Forschungsprojekt*. Sie berichtet in ihrem Text von ihrer eigenen Geschichte mit dieser Forschungsarbeit und setzt sich mit der Frage auseinander, wie Menschen zum Schreiben ihrer Geschichten kommen.

In einem weiteren Beitrag mit dem Titel *Die Forscherin im Zwiespalt von Forschen und Unterstützen* beschreibt Irina Bühler

---

<sup>8</sup> In diesem Zusammenhang ist auf den Artikel von Hilde Weiss zur Enquête Oruvirère von Karl Marx zu verweisen, der 1936 in der Zeitschrift für Sozialforschung erschienen ist (vgl. Weiss 1980 (1936)).

den Rollenkonflikt der Forscherin, die sowohl eine Situation untersucht, aber eben auch in die Situation, die sie untersucht aktiv eingreift, in dem sie gewisse Hilfestellungen leistet und thematisiert damit die Fragen der Implikation von einer forschungspraktischen Seite her.

Melike Hocaoglu befasst sich unter dem Titel *Doris Egger und ihr Sprachrohr nach Aussen* mit dem Werk der Lyrikerin Doris Egger, die als Mitarbeitende mit Rente in der Forschungsgruppe mitgearbeitet hat.

Inga Balhuber wagt in ihrer Analyse der Interviewtechnik eines Mitgliedes der Forschungsgruppe mit dem Titel *Forschung als Methode der Unterstützung* ein stilistisches Experiment, indem sie in der Analyse den Schreibstil des analysierten Materials selbst stilistisch aufnimmt und mit assoziativem Schreiben experimentiert.

In ihrem Beitrag *Persönliche Briefe als Beitrag zur Forschung – Entwicklung und Lernen durch regelmässiges Schreiben* zeigt Irina Bühler am Beispiel der Briefe eines Mannes mit Down-Syndrom, wie das Schreiben, das Verschriftlichen des eigenen Denkens einen Bildungsprozess beim Autor hervorruft.

Vanessa Prieth berichtet unter dem Titel *Erfahrungen in einem Forschungspraktikum* über ihre Erfahrungen in einem Forschungspraktikum, in welchem sie sich ausführlich mit dem Materialfundus des Projektes auseinandergesetzt hatte. Dabei greift sie auf ihr eigenes Forschungstagebuch zurück, das sie während dieser Zeit geführt hat.

Erich Otto Graf zieht im Beitrag die *Rückkehr der Forscher\*innen* eine Bilanz des Vorhabens und verweist auf die institutionellen Grenzen partizipativer Forschung. Diese gilt es in den nächsten Schritten der Forschung zu analysieren und dadurch aufzulösen, soweit, bis die nächsten Grenzen, die Unterdrückung markieren, auftauchen.

Das nun vorliegende Buch ist ein Torso. Es ist eine *Momentaufnahme*. Es dokumentiert die Analyse des gesammelten Forschungsmaterials bis Ende 2015 und Anfang 2016. Die Forschungsgruppe der Mitarbeitenden mit Rente der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals hat nicht nur weiteres Forschungsmaterial zusammengetragen, sondern hat sich auch hinsichtlich ihrer eigenen Organisation weiterentwickelt. So hat

sich die Gruppe im Spätsommer 2016 als eigener Verein konstituiert. Die weitere Entwicklung der Forschungsgruppe kann über die folgende Webseite verfolgt werden:

### **Literaturverzeichnis**

Alquati, Romano. 1974. *Klassenanalyse als Klassenkampf: Arbeiteruntersuchungen bei FIAT und OLLIVETTI*; Herausgegeben und eingeleitet von Wolfgang Rieland. Athäneum Fischer Taschenbuch Verlag. Frankfurt a.M.

Weber, M. (1972 (1921)). *Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriss der verstehenden Soziologie*. Tübingen, J.C.B. Mohr (Paul Siebeck).

Weiss, H. (1980 (1936)). "Die "Enquête Ouvrière" von Karl Marx." Zeitschrift für Sozialforschung **V / 1936**(1): 76-98.



Then they'll raise their hands  
Sayin' we'll meet all your demands  
But we'll shout from the bow your days are numbered  
And like Pharaoh's tribe  
They'll be drowned in the tide  
And like Goliath, they'll be conquered  
When the ships come in  
When the Ship Comes In (1964)  
Album: The Times They Are a-Changin'  
Bob Dylan

## **Sprechweisen**

**Zur Untersuchung der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, die durch dort beschäftigten Menschen untersucht, beschrieben und dargestellt worden ist.**

Erich Otto Graf

## **Zum Forschungsprojekt**

Ein Buch, eine Webseite und ein eBook sind aus der Forschungsarbeit, über die hier berichtet wird, entstanden oder am Entstehen.

Ich war Teil einer Forschungsgruppe der Universität Zürich, welche während gut drei Jahren eine Gruppe von Mitarbeitenden mit Rente (MmR) <sup>9</sup> der Kreativwerkstatt bei ihrem Forschungsvorhaben begleitet und unterstützt hatte.

Im Herbst 2013 hatte ich die Möglichkeit, einen lang gehegten Wunsch in einem Forschungsvorhaben zu verwirklichen. Ich wollte mit Menschen, die als kognitiv und/oder psychisch beeinträchtigt gelten, gemeinsam forschen. Es ging mir darum, einen Weg zu finden, der es ihnen ermöglichte, mit solchen Einschränkungen sozialwissenschaftliche Forschung zu betreiben.

Ein wichtiger Bestandteil der gemeinsamen Aufgabe war das Nachdenken darüber, wie eine Forschungsfrage entwickelt und

---

<sup>9</sup> In der Umgangssprache der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals gibt es verschiedene Zugehörigkeitskategorien. Teilweise werden deren Abkürzungen im täglichen Gespräch verwendet. *Mitarbeitende ohne Rente* heissen *MoR*, *Mitarbeitende mit Rente* werden *MmR* genannt, *Zivildienstleistende* sind *Zivis*. Daneben besteht noch die Kategorie der freiwilligen Mitarbeitenden.

beantwortet werden kann, und wie die gefundenen Antworten im Rahmen der wissenschaftlichen Gemeinschaft einer Disziplin, in diesem Fall jene der *Erziehungswissenschaft*, der *Heil- und Sonderpädagogik*, Gehör finden und schliesslich so dargestellt werden können, dass sie einem interessierten Publikum zu vermitteln sind. Eine Form des Sprechens zu finden, das eine Zusammenarbeit möglich machte und eine Chance hatte, ein Gehör zu finden in jenem Rahmen, der sich Wissenschaft nennt. Die Forschungsgruppe aus MmR hat diese Aufgaben hervorragend gelöst. Ein sehr umfangreiches Material ist gesammelt worden, welches einen ethnographischen Blick auf die Kreativwerkstatt wirft und die Interessen der MmR zur Sprache bringt. In den Gesprächen beschreiben die MmR ihre Tätigkeiten und die Gefühle, die sie dabei empfinden. Viele Interviews, die von den Mitgliedern der Forschungsgruppe, die in der Kreativwerkstatt beschäftigt sind, mit MmR und MoR durchgeführt worden sind, gehen der Frage nach den persönlichen Verflechtungen im Rahmen der Kreativwerkstatt nach.

Diese Materialien wurden jeweils in den Sitzungen der Forschungsgruppe am Montagmorgen<sup>10</sup> präsentiert.

Die Diskussionen um die Präsentation des Materials haben schliesslich dazu geführt, dass die Gruppe ein Buch, ein eBook und eine Webseite geschaffen hat, (oder noch am schaffen ist). Auf diese Weise wird ein Maximum des Materials öffentlich zugänglich, während gleichzeitig das Buch eine zusammenfassende Übersicht über die Gesamtheit des Materials bietet.

Wir haben in der Forschungsgruppe gemeinsam darüber diskutiert, was »Forschen« ist und was Thema der gemeinsamen Forschung sein könnte.

Über diese Arbeit berichte ich hier aus meiner eigenen Perspektive. Mein Text erhebt nicht den Anspruch, der Forschungsbericht zu diesem Projekt zu sein. Er ist ein Bericht über diese Forschung, ein Bericht, der aus einer sehr persönlichen Perspektive heraus verfasst worden ist.

---

<sup>10</sup> Die Forschungsgruppe traf sich zu einer wöchentlichen Sitzung. Die Sitzungen fanden das ganze Jahr über statt, ausser bei Feiertagen. Im Sommer fand eine mehrwöchige Pause statt, da über einen längeren Zeitraum viele Gruppenmitglieder im Urlaub waren.

Den Entschluss, einen Bericht über dieses Projekt zu schreiben, habe ich erst nach eingehenden Überlegungen getroffen. Als ich mich endlich dafür entschieden hatte, einen Text zu verfassen, habe ich nochmals lange darüber nachgedacht, was ich in diesem Text sagen will und worüber ich schweige.

Die Aussage des Textes hat mit der Frage zu tun, wie eine Beschreibung der hier geleisteten Forschungsarbeit gelingen kann, welche die MmR nicht als »*Menschen mit ...*« beschreibt, obwohl diese Formulierungen »... *mit Einschränkungen*« und »... *mit Behinderung*« im Text vorkommen und oft auch mit den schrecklichen Adjektiven »*psychisch*« »*kognitiv*« oder »*geistig*« verziert sind.

Auch wenn diese Adjektive von jenen, die sie in ihren wissenschaftlichen Disziplinen als Teil ihrer Fachsprache verwenden, nicht absichtlich in pejorativem<sup>11</sup> Sinn verwendet werden, fassen sie Phänomene des Menschseins in einem ausgrenzenden und abwertenden Sinn zusammen. Sie abstrahieren damit von den konkreten und wirklichen Menschen, die damit bezeichnet werden. Diese Art von Typisierung neigt dazu, die auf diese Weise bezeichneten Menschen auf diese Typisierung zu reduzieren. Diese Gefahr ist umso grösser, weil die Unterstützung, die ein Mensch aus dem System der Sozialversicherung erhält, an solche Typisierungen gebunden ist. Sie bilden die Grundlage für die der Unterstützung zugrundeliegenden und sie rechtfertigenden Diagnostik.

Wie kann ein wissenschaftlicher Bericht verfasst werden, der die »*Menschen mit ...*« nicht abwertend darstellt? Aus meiner Sicht sind diese Formulierungen Teil einer Herrschaftssprache. Es gibt schreckliche und weniger schreckliche Herrschaftsverhältnisse, wie auch immer sie aber verfasst sind: ungerecht sind sie immer. Herrschaft ist damit befasst, das *auszuschliessen*, zu *unterdrücken*, *wegzuschliessen*, was sie bedroht, schlimmer noch, was sie aufgrund ihres Legitimationsdefizites, das ein strukturelles, ihr grundlegend innewohnendes ist, für sie bedrohend hält. Je entlegitimierter die Herrschaft, desto paranoider die Verhaltensweisen der Herrschenden auf die Reaktionsweisen der Beherrschten.

---

<sup>11</sup> Pejorativ = beschimpfend.

Die Art und Weise, wie wir etwas »besprechen« und wie wir »über etwas sprechen«, drückt stets ein bestimmtes Herrschaftsverhältnis aus. Herrschaftsverhältnisse sind Kräfteverhältnisse zwischen Herrschenden und Unterdrückten. Die Unterdrückten haben für ihre Emanzipation stets auf dem politischen Feld kämpfen müssen. Manchmal haben sie mit Waffen gekämpft, immer haben sie mit Argumenten gekämpft. Oft sind sie lange, manchmal sogar sehr lange – wenn wir an die Anliegen der Frauen denken – nicht gehört worden. Die Privilegien des Adels sind in Europa erst im Laufe des 19. Jahrhunderts wirklich verschwunden, an vielen Orten auf der Welt bestehen sie noch immer.

Menschen, die als »*behindert*« bezeichnet werden, sind noch vor hundert Jahren von der damals für ihre Beschreibung sich als zuständig fühlenden Medizin mit Worten bezeichnet worden, welche heute beleidigenden Charakter aufweisen. Nicht alle beleidigenden Worte sind aus dem Diskurs verschwunden.

In der Mitte des 20. Jahrhunderts wurden unter der Herrschaft des nationalsozialistischen Regimes in Deutschland viele Tausend Menschen, als *erbgeschädigt* und *lebensunwert* bezeichnet, im Namen von *Eugenik* und *Euthanasie* ermordet. Heute, ein paar Jahrzehnte später, beobachte ich, dass mit den in den letzten Jahren entwickelten Möglichkeiten der gentechnologischen Diagnostik ein *neues eugenisches Programm* verfolgt wird, in dessen Rahmen Menschen sich damit befassen, wie Menschen entworfen und gemacht werden müssen.

Aus meiner Sicht ist es jedoch nicht möglich, über Menschen in Behinderungssituationen zu berichten und diesen Teil der menschlichen Geschichte, der ihre Ausgrenzung, bis hin zu ihrer Exterminierung, enthält, zu verschweigen. Milan Kundera hat einmal gesagt, dass der Kampf des Menschen gegen die Unterdrückung ein Kampf der Erinnerung gegen das Vergessen sei. Der Kampf gegen eine Unterdrückung ist stets Teil eines umfassenden politischen Kampfes für demokratische Verhältnisse. Demokratisch sind Verhältnisse aber immer nur in dem Ausmass, als sie keine Stimme von ihrer Äusserung ausschliessen. Zur Demokratie gehört die Erinnerung der Geschichte der Unterdrückten.

Eine Forschung, welche sich damit befasst, Menschen, die sich im Hinblick auf viele für diese Kultur zentralen Dimensionen (wie Arbeit, Reichtum, gute formale Bildung, Gesundheit) am Rande dieser Kultur befinden, den Raum für ihre eigene Artikulation zu öffnen, ist, in diesem Sinne verstanden, eine politische Forschung. Sie ist eine Forschung, die sich in den langen Kampf um demokratische Verhältnisse einordnet, eine Forschung im Sinne der radikalen, auf ihre Wurzeln zurückgreifenden, Aufklärung. In diesem Sinne muss sie eine Forschung sein, die in der Lage ist, ihre eigenen Selbstverständnisse stets zu überdenken. Um der Gefahr zu entgehen, sich über die Möglichkeiten und die Grenzen ihres eigenen Denkens zu täuschen, muss sie ihr eigenes Denken und die Wurzeln ihres eigenen Denkens hinterfragen. Eine solche Forschung wird deshalb für alle an ihr beteiligten Menschen zu einer anstrengenden Herausforderung, nicht zuletzt deshalb, weil sie ein Denken voraussetzt, welches unaufhörlich und auf vielen Ebenen aktiv sein muss.

Der vorliegende Bericht ist in vier hauptsächliche Teile gegliedert; sie befassen sich mit:

- Was sich berichten und wie es sich berichten lässt
- Kommunikation als Matrix der Kultur
- Partizipativer Forschung als Teil einer ambulanten Wissenschaft
- Kreativität

Diese vier Abschnitte sind nicht klar voneinander abgegrenzt, sie beziehen sich immer wieder aufeinander; manchmal überschneiden sie sich, manchmal wiederholen sich die Argumente aus dem einen Abschnitt in einem anderen. In diesem Sinne ist die im Text vorfindliche Redundanz eine gewollte.

Ein halbes Jahr vor meinem Ausscheiden aus dem Projekt und acht Monate vor dem Ende des Projektes ist dieser Bericht entstanden, er umfasst das, was ich im Moment zu diesem Projekt zu sagen habe.

Auf Rückmeldungen durch die Leser\_innen<sup>12</sup> bin ich gespannt.

---

<sup>12</sup> Das Gendering: mal verwende ich so, »\_«, mal so»\*«, so wie ich mich halt gerade fühle, aber ich denke immer politisch mal mehr mal weniger korrekt nach dem Satz *panta rei*. Falls jemand sich bei der Lektüre ob der Uneinheitlichkeit gestört fühlen

Gewidmet ist er Tristram Shandy

Basel, den 1. Juli 2016

Erich Graf

---

sollte, dann wäre das ein Hinweis darauf, dass es noch nie gelungen ist, der Verschiedenartigkeit der Welt mit einer einheitlichen Regel beizukommen, es entsteht dann immer sogenannte »Abweichung« – vive la différence de s'exprimer :)

You must leave now, take what you need, you think will last  
But whatever you wish to keep, you better grab it fast  
You understand your orphan with his gun  
Crying like a fire in the sun

Look out, the saints are comin' through  
And it's all over now, Baby Blue

The highway is for gamblers, better use your sense  
Take what you have gathered from coincidence  
The empty-handed painter from your streets  
Is drawing crazy patterns on your sheets

The sky too is folding under you  
And it's all over now, Baby Blue  
Bob Dylan  
It's all over now (1965)

## Was lässt sich berichten und wie lässt es sich berichten?

### Der Anfang

Zusammenfassend lässt sich über das Forschungsprojekt *«Der Gebrauch leichter Sprache in der partizipativen Forschung. Die Untersuchung der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals. Untersucht, beschrieben und dargestellt durch dort beschäftigte Menschen»* sagen, dass eine Geschichte erzählt wird, wie dies Forschung aus der Sicht der Forscher\_innen, die von der Universität gekommen sind, entstand. Diese Geschichte wird aus vielen kleinen Geschichten bestehen, aus *anecdota*, aus von uns für berichtenswert gehaltenen kleinen Erzählungen.<sup>13</sup>

Der Schweizer Architekturhistoriker *Siegfried Giedion* beginnt sein Buch *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zu einer anonymen Geschichte*, das erstmals 1948 in englischer Sprache publiziert worden ist, mit folgender Aussage:

---

<sup>13</sup> »Die Anekdote (griechisch ἀνέκδοτον, anékdoton, „nicht herausgegeben“) ist ein literarisches Genre. Eine Anekdote hat eine bemerkenswerte oder charakteristische Begebenheit, meist im Leben einer Person, zur Grundlage. Die drei wichtigsten Merkmale sind: die Pointe, die Reduktion auf das Wesentliche und die scharfe Charakterisierung einer oder auch mehrerer Personen.

In der Alltagssprache bezeichnet Anekdote die (meist mündliche) Schilderung einer kuriosen, ungewöhnlichen oder komischen Begebenheit (ohne jeden literarischen Anspruch).

Als anekdotisch wird auch ein Kenntnisstand bezeichnet, der von zufällig erworbenen einzelnen Fakten geprägt ist. Systematisches Wissen oder tiefere Zusammenhänge fehlen« (<https://de.wikipedia.org/wiki/Anekdote> / Abfrage 26. Mai 2016).

«Die Geschichte ist ein Zauberspiegel: Wer in ihn hineinblickt, sieht sein eigenes Bild in Gestalt von Entwicklungen und Geschehnissen. Die Geschichte steht nie still, sie ist ewig in Bewegung, wie die sie beobachtende Generation. Nie ist sie in ihrer Ganzheit zu fassen, sondern enthüllt sich nur in Bruchstücken, entsprechend dem jeweiligen Standpunkt des Beobachters» (Giedion 1987 (1948), S. 19) .

Diese Behauptung stellt die Vorstellung, jemand könne berichten, »wie es wirklich gewesen ist«, in Frage. Aus solchen Gründen heraus versucht eine der Objektivität des Berichtens sich verpflichtend fühlende Wissenschaft stets, das Anekdotische, das Zufällige, das letztlich »Historische«, aus ihren Berichten möglichst zu verbannen, in der Hoffnung, dass dadurch ihre Berichte »wahrer« und intersubjektiv nachvollziehbarer sein würden.

Mit dieser Perspektive werden Berichte aus der Sicht jener Autor\*in, jener Urheber\*in, die spricht, die »das Wort ergreift (nimmt)«, wie die wortwörtliche Übersetzung von »*qui prend la parole*« aus dem Französischen lautet, Aussagen sein, die sie aussagt. Sie werden der Subjektivität des Standpunktes, der Einstellungen, der Meinungen und Gefühle der Autor\*in nicht entgehen können, egal wie stark diese Autor\*in selbst bemüht ist, genau dem zu entgehen.

Und gleich an dieses die Geschichtsschreibung relativierende Statement anschliessend sagt Siegfried Giedion: «Tatsachen können gelegentlich durch ein Datum und einen Namen festgelegt werden nicht aber ihr komplexer Sinn. Der Sinn der Geschichte zeigt sich im Feststellen von Beziehungen. So kommt es, dass Geschichtsschreibung weniger mit Tatsachen als solchen zu tun hat, als mit ihrer Beziehung zueinander: je nach dem Blickpunkt der Zeit wird diese eine andere sein, denn die Beziehungen ändern sich unaufhörlich, wie die Konstellationen der Gestirne» . Giedion spricht hier ein grundlegendes Problem jeglicher Wissenschaft an. Um Tatsachen bezeichnen zu können, muss eine Prozedur des Unterscheidens und des Zuordnens stattfinden, ein *legein/teukein* nach Cornelius Castoriadis (vgl. dazu Castoriadis 1984, S. 399). Diese Prozedur des Denkens setzt allerdings voraus, dass bereits ein System des Denkens besteht – das selbst wiederum nichts Anderes ist, als das Ergebnis eines Prozesses von Unterscheiden und Zuordnen, dieses Mal von einem anderen logischen Typ als



dem erstgenannten. Erst Kaskaden solcher Prozeduren erlauben es, Tatsachen als solche zu isolieren. Insofern trifft hier der Wortsinn zu: Tatsachen als solche sind getane Sachen. Sie lassen sich nur isolieren unter Absehen ihrer Entstehungszusammenhänge. Geschichtsschreibung, das Schreiben von Geschichten hat sich damit zu befassen.

Es ist ein Faszinosum der Geschichtsschreibung aber auch ein Ärgernis. Wir alle wissen, dass *Klio* die Tochter des Göttervaters *Zeus* ist, die er mit *Mnemosyne*, der Tochter des *Uranos* und der *Gaia* gezeugt hat. *Mnemosyne* ist eine Titanin und die Göttin der Erinnerung. In *Klio* paart sich die Erinnerung mit dem Rühmen, entsprechend dem Charakter ihrer Eltern. Sie ist die Muse der Heldendichtung und der Geschichtsschreibung und sie ist die Schutzpatronin der Historiker\*innen, denen eben dieses Rühmen, das sie als Schwierigkeit ihres Tuns stets begleitet, auch als Schwierigkeit ihres Faches bewusst sein sollte. Deshalb wird in abschätziger Weise über *Klio* manchmal auch gesagt, sie sei ein Flittchen und keinem Historiker je treu.<sup>14</sup>

Es geht in diesem Bericht um die Geschichtsschreibung eines Projektes, an dessen Anfang die Frage nach der Möglichkeit des Wissens in der Wissenschaft steht, wenn diejenigen, die an der Verfertigung dieses Wissens nicht nur nicht zur Akademie selbst zählen, sondern als sogenannte Mitarbeitende mit Rente (MmR) in einer Beschäftigung<sup>15</sup> beschäftigt sind, die Kreativwerkstatt heisst und denen Diagnosen zugeschrieben sind, die sie als psychisch und/oder geistig behindert beschreiben.

Wie lässt sich eine Zusammenarbeit entwickeln? Welches Wissen entsteht dabei? Welche Äusserungen lassen sich aus diesem Prozess ableiten?

---

<sup>14</sup> Diese Anekdote sagt gewiss auch etwas über das bodenständig patriarchalische Selbstverständnis der Historiker aus, die solches kolportieren.

<sup>15</sup> *Beschäftigung* oder *Beschäftigungswerkstatt* werden in der Schweiz Einrichtungen genannt, in denen Menschen mit Behinderungen arbeiten, die im sogenannten 2. Arbeitsmarkt, das sind jene Einrichtungen, die speziell auf Menschen mit Behinderungen zugeschnittene Arbeitsplätze anbieten, keine Arbeit finden, weil sie, oft aus ganz unterschiedlichen Gründen, den dortigen Anforderungen nicht zu entsprechen vermögen. In einer Beschäftigungswerkstatt wird ihnen eine Tagesstruktur mit ganz verschiedenen Betätigungsmöglichkeiten angeboten. Es sind oft kulturhistorisch gesehen sehr alte Kulturtechniken, die angeboten werden, wie die Arbeit mit Ton, Nähen, Stricken, Sticken, Häkeln, Weben.

Was heisst Forschen? Wer forscht was? Wie lassen sich solche Prozesse dokumentieren und beschreiben? Was ist der Beitrag dieses Projektes zum Wissen der Wissenschaft?

Um diesen Fragen gerecht zu werden, muss ein geistiger Horizont gespannt werden, der sie einzufangen vermag. Dass eine solche Geschichte nicht geradlinig erzählt werden kann, sondern die Assoziativität der Beteiligten in den Mäandern <sup>16</sup> ihres Erzählflusses einzubeziehen hat, leuchtet ein. Den Leser\_innen wird damit eine Geduld abverlangt, die ich als unerlässlich betrachte. Wer nicht bereit ist, geduldig zu sein, möge die Lektüre dieses Textes besser bleiben lassen.

Wir, die Forscher\*innen aus der Universität,<sup>17</sup> haben im Verlauf dieses Forschungsprojektes viele Momente des Staunens erlebt. Über unsere eigene Beschränktheit haben wir gestaunt und manchmal haben wir uns über diese Beschränktheit auch geärgert, weil sie uns den Blick auf die Frische und Kreativität, mit welcher unsere Forschungskolleg\*innen aus der Kreativwerkstatt angefangen haben, die Einrichtung, in der sie beschäftigt sind, zu untersuchen, versperre.

Hier scheint auf, dass sich »unsere Forschungsgruppe« im engeren Sinne aus drei Gruppen zusammengesetzt hat. Diese drei Gruppen sind Momente eines einzigen Forschungsprozesses, die sich um unterschiedliche Aufgaben gruppiert haben. Die gesamte Forschungsgruppe hat aus elf Personen bestanden. <sup>18</sup> Acht Personen waren MmR, welche sich für das Projekt interessiert und welche angefangen hatten, zu forschen. Zum Zeitpunkt der Berichterstattung bestand die Gruppe aus vier Frauen und vier Männern. Die vier Männer hatten seit der ersten Sitzung im Oktober 2013 in der Forschungsgruppe mitgearbeitet. Die Gruppe der MmR hatte sich zur Aufgabe gesetzt, die Kreativwerkstatt, in

---

<sup>16</sup> Mäander ist die Bezeichnung für eine Flussschlinge, in denen sich ein Fluss durch eine Landschaft schlängelt.

<sup>17</sup> Die universitäre Forschungsgruppe bestand aus Arbnora Aliu, Irina Bühler und Erich Otto Graf. Das Projekt stand unter der Gesamtleitung von Prof. Dr. I. Hedderich und wurde vom Eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen (EBGB) unterstützt.

<sup>18</sup> In der Chronik des Projektes lässt sich feststellen, dass die Teilnehmezahlen schwankend sind und am Anfang des Forschungsprozesses nahmen auch der Leiter der Kreativwerkstatt und wenn er verhindert war, ein MoR an den Sitzungen teil. Im letzten Projektjahr nahmen 8 MmR teil und drei Personen, die an der Universität Zürich angestellt waren.

der sie beschäftigt waren, zu beschreiben, zu untersuchen, die dort beschäftigten Menschen zu verschiedenen Themen zu befragen und die Tätigkeiten photographisch zu dokumentieren. Die universitären Forscher\*innen wollten untersuchen, wie eine solche Forschung eingerichtet werden kann, was ihre Möglichkeiten und Grenzen sind. Sie wollten herausfinden, was in einem solchen Forschungssetting die Aufgabe der Forscher\*innen, die von der Universität kommen, ist. Es war eine anspruchsvolle Aufgabe, in welcher sich Aspekte der Forschung mit Aspekten der Unterstützung abwechselten, die nun selbst wieder zu untersuchen waren. Die Gesamtgruppe schliesslich, die sich wöchentlich am Montagvormittag getroffen hatte, widmete sich der Aufgabe, diesen in sich komplexen und manchmal widersprüchlichen Prozess am Laufen zu halten, zu organisieren und zu reflektieren. Schliesslich ist festzuhalten, dass auch dort, wo die Rollen klar zugeschrieben und reflektiert wurden, es sich bei dieser Forschungsarbeit um die gemeinsame Tätigkeit von Menschen gehandelt hatte, welche miteinander mehr über sich und andere Menschen erfahren wollten. Wenn Menschen über eine lange Zeit zusammen tätig sind, entstehen emotionale Spannungen, aber auch Vertrautheit und Nähe, und die Tätigkeit wird für diesen Zeitraum zu einem das eigene Leben strukturierenden Moment. Dieser Forschungsprozess hat einen menschlichen Verflechtungszusammenhang ermöglicht, in den niemand einfach hinein und einfach aus ihm herausgehen konnte. Die Aufgabe des Historikers wird von Siegfried Giedion folgendermassen beschrieben: «Er hat die Erfahrung, die wir bruchstückweise von Tag zu Tag erleben, in historische Dimensionen zu versetzen, so dass anstelle punktuellen Erlebens die Kontinuität des Geschehens klar wird. Eine Zeit, die das Gedächtnis für die Dinge, die ihr Leben formen verloren hat, weiss nicht, wo sie steht, und noch weniger, was sie will» (Giedion 1987 (1948), S. 19). Die Bruchstücke des Erlebten waren die wöchentlich stattfindenden Sitzungen der Forschungsgruppe, die Besprechungen der universitären Forscher\*innen, der beinahe stets stattfindende Kampf um die Verschriftlichung des Erlebten im Forschungstagebuch im Kampf gegen die Ermüdung und emotionale Erschöpfung, die einem das Erlebte abverlangte.

Die Kontinuität des Geschehens war gegeben durch die Organisation der Forschung, die eine Regelmässigkeit des Forschungshandelns zur Folge hatte. Gleichzeitig zogen in diese Strukturen aber auch die Erlebnisse und die Gefühle der Forscher\*innen ein. So hatte ich mich jede Woche auf den Montagvormittag gefreut, auf den Moment, wo sich die Forschungsgruppe versammelt hatte, oder darauf, Nora und Irina am Montagmorgen um 9 Uhr am Treffpunkt am Bahnhof SBB zu treffen, um dann zu dritt zum Bus Nr. 50, der Linie, die zum Flughafen Basel-Mühlhausen führt, zu gehen und bis zur Friedrich Miescher-Strasse zu fahren, wo wir ausgestiegen und zur Cafeteria des Basler Bürgerspitals gegangen waren. Dieses Ritual hatten wir über den ganzen Zeitraum, in dem ich im Projekt mitgearbeitet hatte, durchgeführt.<sup>19</sup>

Wer immer etwas berichtet, kann in dem Moment, in welchem er/sie berichtet, was er/sie berichtet, nicht auch noch die Bedingungen seines/ihrer Berichtens mitteilen. Darin besteht das Paradox von Tristram Shandy, der sich so bemüht, genau dies zu tun und dabei ständig scheitert.

In diesem Bericht ist zunächst zu sagen, dass »leichte Sprache«<sup>20</sup> sich im Verlauf dieses Projektes, über das hier berichtet wird, als Irrtum erwiesen hat. In diesem Projekt haben wir für dasjenige, was die Fachwelt eine »*leichte Sprache*« nennt, keine Verwendung gefunden. Der Irrtum zeigte sich schon zu Beginn des Forschungsvorhabens. In jener Phase wurde bereits offenkundig, dass die Kommunikation von allen an der Forschung Beteiligten zuerst eingeübt werden musste. Es war nicht so, dass wir uns auf Anbieh verstanden hätten, auf beiden Seiten nicht. Es brauchte die gemeinsame Anstrengung aller am Prozess beteiligter Menschen,

---

<sup>19</sup> Es gab Abweichungen davon, wenn jemand krank war, sich verspätete oder den Zug verpasst hatte.

<sup>20</sup> Als jene formalisierte Sprache, die versucht, die Kommunikation durch die strikte Vereinfachung des sprachlichen Ausdrucks – um nicht zu sagen, durch eine bestimmte Art der Versimpelung, zu erleichtern, gerade dieses Ziel nicht unbedingt erreicht, denn auch Vereinfachungen, wie sie etwa die Verwendung von Ikonen bedeuten sollen, kennen einen durchaus widersprüchlichen Gebrauch, da sie die menschliche Fantasie nicht zu kanalisieren vermögen. Eine Vereinfachung ist stets eine Vereinfachung, die eine Sender\*in vornimmt im Vorgriff das Funktionieren einer Empfänger\*in, das sie durch die durch sie vorgenommene Vereinfachung in eine ihr verständliche – und damit ihr irgendwie auch genehme – Ordnung zu zwingen versucht.

die Verständigung situativ und auf diese Weise das Gemeinsame, jenes, das wir jeweils im Augenblick teilen, immer wieder herzustellen.

Dieser Bericht handelt davon, wie wir im Verlauf dieser mehr als dreijährigen Forschung einen gemeinsamen Denkstil entwickeln konnten, der niemanden aus der Gruppe ausschloss, der aber auch nicht ein Denkstil war, der es allen zu jeder Zeit erlaubt hätte, alles zu verstehen. Anders gesagt, es war wie überall, wenn man sich verstehen will. Man muss sich im gemeinsamen Austausch der Gedanken und der Gefühle, die sich im Hinblick auf die zu lösende Aufgabe einstellen, aufeinander zu bewegen. Damit Sympathie entstehen kann, braucht es Empathie.

Sympathie ist ein aus dem lateinischen entnommenes Lehnwort, das Mitgefühl bedeutet.<sup>21</sup> Damit Sympathie entstehen kann, braucht es Empathie, die Fähigkeit sich in andere Menschen einfühlen zu können.<sup>22</sup>

Jeder Prozess von gesellschaftlicher und kultureller *Inklusion* – *Inklusion* meint einen sozialen Zustand, in welchem niemand willkürlich vom Zugang zu wichtigen kulturellen Gütern, wie etwa Bildung, Arbeit, Wohnung usw. ausgeschlossen ist – bedarf der wechselseitigen Anerkennung der an diesen Prozessen beteiligten Menschen. Das bedeutet zunächst, dass man sich wenigstens irgendwie kennt. Sich-Kennen meint, dass andere Menschen, so verschieden sie *prima vista*<sup>23</sup> auch sein mögen, stillschweigend im eigenen Erwartungshorizont auch Platz finden können. Zumindest muss es möglich sein, dass man sich vorstellen könnte, dass es sie gäbe. Fehlt dieses Vorstellungsvermögen, schweben Menschen, die in diesem Erwartungshorizont nicht mehr vorkommen können, in Lebensgefahr. Solche Menschen laufen Gefahr, zum Typ eines *Homo Sacer* zu werden, eines Menschen

---

<sup>21</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Sympathie> / Abfrage 6. 4. 2016.

<sup>22</sup> »Empathie bezeichnet die Fähigkeit und Bereitschaft, Gedanken, Emotionen, Motive und Persönlichkeitsmerkmale einer anderen Person zu erkennen und zu verstehen. Zur Empathie gehört auch die Reaktion auf die Gefühle anderer Menschen, wie zum Beispiel Mitleid, Trauer, Schmerz oder Hilfsimpuls. [1] Grundlage der Empathie ist die Selbstwahrnehmung; je offener man für seine eigenen Emotionen ist, desto besser kann man die Gefühle anderer deuten«.

<https://de.wikipedia.org/wiki/Empathie> /Abfrage 6. 4. 2016.

<sup>23</sup> auf Deutsch: auf den ersten Blick.

der getötet aber nicht geopfert werden darf (vgl. Agamben 2002)

.<sup>24</sup>

Eine der Forscherinnen, eine Frau, die seit mehr als zwei Jahrzehnten als MmR (Mitarbeiterin mit Rente) im Basler Bürgerspital und seit vielen Jahren dort in der Kreativwerkstatt arbeitet, hat für mich das Problem des Berichtes über dieses Projekt sehr treffend in einem Gedicht zusammengefasst. Dieses Gedicht war mehrere Jahre, bevor das Projekt begann, veröffentlicht worden. Ich las es, nachdem ich erfahren hatte, dass sie zwei Sammlungen von eigenen Gedichten veröffentlicht hatte:

wort  
und gingst  
du baden  
im seichten  
wasser  
der worte

siehst du  
denn nicht  
die strudel  
die auf  
dich  
warten

gierig  
darauf  
warten  
dich ganz  
für sich  
einzuverleiben  
in sätzen

---

<sup>24</sup> Die Erfahrungen des Nationalsozialismus haben uns eindrücklich bewiesen, was das für die von solcher Macht betroffenen Menschen bedeutet – es bedeutet immer ihre Ermordung. In diesem Sinne ist nachdrücklich auf das Postulat von Theodor W. Adorno hinzuweisen, dass die aller erste Forderung an jegliche Erziehung sei, dass Auschwitz sich nicht wiederhole. Adorno führt in diesem Text weiter aus, dass jene gesellschaftlichen Vergesellschaftungszusammenhänge, die Auschwitz möglich gemacht haben, noch immer bestehen, weshalb die Gefahr eines solchen Zivilisationsbruchs uns beständig begleitet, vgl. dazu Adorno 1971 (1969).

abgehackt  
wie maschinengewehrsalven

und dann  
ertrinkst du  
im rauschenden  
wein der wörter

und niemand  
ist da der  
dich  
aus dem strudel  
der worte  
errettet

(Doris Egger 2010, S. 64/65).

Es hat in diesem Projekt etwas gegeben, das nicht einfach zu beschreiben ist, und für das Problem, dass etwas nicht einfach zu beschreiben ist, steht für mich dieses Gedicht von Doris Egger.

Einer Studentin, die über eine der Forscherinnen eine Arbeit verfasste, schrieb ich in einem langen Mail unter anderem:

»Für mich ist die grösste Schwierigkeit dieses Projektes, das, was ich hier erlebe, zu beschreiben, ohne dass ich es dabei zerschreibe, wegen meiner eigenen Unfähigkeit etwas adäquat<sup>25</sup> zu erfassen und zu beschreiben, wegen meiner Angst vor den Instanzen der Akademie (die davon sowieso überhaupt noch nicht einmal den Hauch einer Ahnung haben), wegen meiner unbewusst bleibenden Angst, dass mit der Fertigstellung meines Berichtes auch meine Forschung zu Ende ist (in meinem Fall auch meine Anstellung an der Universität, die ironischerweise ein paar Monate vor dem formellen Ende des Projektes endet)

(...)

Behinderung entsteht dort, wo wir die Macht haben, etwas, das wir nicht verstehen, zu einem Problem dessen zu machen, der das, was wir nicht verstehen können, ausdrückt.

---

<sup>25</sup> adäquat = angemessen.

Das Projekt ist politisch radikal in dem Sinne, als es wie das Wort radikal ausdrückt, zur Wurzel dessen vorstösst: wie können Menschen miteinander gut umgehen und produktiv sein?«

In ihrer Antwort schrieb sie mir:

»Auch wenn das Projekt irgendwann ein Ende nehmen mag, werdet ihr alle und eure Geschichten fortgetragen in die Zukunft, sowohl durch euer gemeinsames Werk, als auch in den Herzen aller, die mit euch in Kontakt gekommen sind«.

Unser Projekt ist, um es mit einem Wort von Manès Sperber zu sagen, »wie eine Träne im Ozean«. Das meint, dass es sich versammelt mit anderen Anstrengungen von anderen Menschen, die sich dafür eingesetzt haben, gemeinsam ein gutes Leben zu leben, und dass sich dann auch wieder auflöst und vergeht. Die Erinnerung an Begegnungen, an gemeinsames Arbeiten, Forschen und an eine Zeit, die ich in meinem Leben nicht missen möchte, bleibt.

Die Darstellung des Projektes kann deshalb nicht genau so sein, wie man sich das für ein »gewöhnliches« Forschungsprojekt vorstellt. Dazu sind die Voraussetzungen, die Möglichkeiten und die Grenzen dieser Forschungsarbeit allzu »besonders« gewesen. Das Ungewohnte an diesem Projekt bestand darin, einen *Möglichkeitsraum* zu schaffen, der es Menschen mit einer Invalidenrente, die als »geistig und/oder psychisch beeinträchtigt« gelten, ermöglichte, das Wort zu ergreifen (*prendre la parole*) und aus ihrer Sicht darüber zu sprechen, was sie am Ort ihrer Beschäftigung täglich antreffen, wen und was sie dort treffen, und was sie betrifft.

Das Ungewöhnliche ist meist auch Ungewohntes, deshalb bedarf es auch ungewohnter Formen und Darstellungsweisen im Versuch, zu vermitteln, was gewesen ist. Der Frage, ob eine Untersuchung, die sich nicht im sogenannten wissenschaftlichen »Mainstream«, der in diesem Fall ein erziehungswissenschaftlicher ist, verorten lässt, von eben diesem »Mainstream« auch als wissenschaftlich wahrgenommen werden kann, hatten wir uns bereits zu Beginn unserer Forschungsarbeiten stellen müssen.

Diese Frage trifft das Zentrum der wissenschaftlichen Forschung, wenn sie erkunden will, wie Neues in den *courant normal* der Wissenschaft hineinkommt. Der polnische Epistemologie Ludwik



Fleck hat dieser Thematik einen Aufsatz mit dem Titel »*Schauen, Sehen, Wissen*« gewidmet. In diesem Text weist er darauf hin, dass wir immer schon wissen müssen, was wir sehen sollen, weil wir sonst nichts sehen können, da wir nicht in der Lage sind, ohne die Kenntnis des Hintergrundes der Dinge, die Dinge zu sehen (vgl. dazu Fleck 1883 (1947)) . Es ist stets der Hintergrund des Bisherigen, welcher es uns möglich macht, das Neue zu sehen, zu unterscheiden und einzuordnen. Weicht das Neue zu sehr vom Bekannten ab, dann kann es nicht als das Bekannte und als relevant wahrgenommen werden. Mit bösem Willen, den es in der Wissenschaft wie andernorts auch gibt, hat dies wenig zu tun. Das allzu Unbekannte erscheint als »fremd« und kann nicht integriert werden.<sup>26</sup> Die wissenschaftlichen Disziplinen sind aus diesen Gründen neuem Wissen gegenüber eher ambivalent eingestellt. Auf der Seite ihrer Forschungen sind sie neugierig, gierig nach neuem Wissen. Auf der Seite ihrer Disziplinarität befürchten sie, dass durch das Neue, welches sie durch die Forschung kennen lernen könnten, das bisher Bewährte in Frage gestellt würde. Wissenschaftliche Disziplinarität befindet sich psychologisch gesprochen in einer Art paranoid-schizophrenen Position, indem sie Neuem neugierig und abwehrend gleichzeitig gegenübersteht. Wie also kann über partizipative Forschung<sup>27</sup> so berichtet werden, dass deren Ergebnisse in der wissenschaftlichen Gemeinschaft ernst genommen werden können?

Ich kann diese Frage nach meinen bisherigen Erfahrungen nicht schlüssig beantworten. Die Forschungsgruppe hatte an einem

---

<sup>26</sup> Das ist einer der Hauptgründe, dass es nicht reicht »*welcome refugees*« zu sagen, wenn man nicht bereit ist, die hier bestehenden Institutionen in Frage zu stellen. Falls man meint, »*Fremde*« aufnehmen zu können, ohne sich selbst verändern zu müssen, dann riskiert man schwere Enttäuschungen, Brüskierungen und läuft Gefahr menschenverachtenden Zynismus zu entwickeln.

<sup>27</sup> Allein der Begriff »*partizipative Forschung*« ist ein *Oxymoron*, ein schwarzer Schimmel, weil er mit der Trennung von Subjekt und Objekt der Forschung bricht und damit viele Selbstverständnisse der bisherigen wissenschaftlichen Tradition verunsichert. Grundsätzlich kann es gar keine Forschung geben, an der nicht jemand teilnimmt. Da in der Wissenschaft die Klarheit des Denkens nicht eben gefördert wird, und in vielen Bereichen mit und ohne Absicht viel zu kurz gedacht wird, woraus stets nicht reflektierte Selbstverständlichkeiten entstehen, hat sich eben in der sozialwissenschaftlichen Forschung ein Begriff von Forschung entwickelt, in welchem die Menschen, die zum Gegenstand der Untersuchung werden, nicht als teilnehmende Forscher\*innen verstanden werden. Dort wo sie es sind, spricht der Diskurs von »partizipativer Forschung«.

Workshop, welchen ich anlässlich der 50. Arbeitstagung der Sektion Sonderpädagogik der DGfE in Basel organisierte, eingebettet in Vorträge von Frau Prof. I. Hedderich, I. Bühler und A. Aliu einen Vortrag über ihr Vorhaben gehalten. Es waren etwas mehr als zwanzig Personen im Hörsaal anwesend. Der Vortrag stiess auf Interesse. Aus diesem Referat ist ein Aufsatz für den Tagungsband entstanden, der die Vorträge für die Wissenschaft dokumentiert. Der Wortlaut dieses Textes ist von der Forschungsgruppe Satz für Satz diskutiert worden. Er wird publiziert werden, ob er auch gelesen wird, steht auf einem anderen Blatt. Damit hat das Projekt sein Hauptziel erreicht: Mitarbeitende mit Rente, die in der Kreativwerkstatt des Bürgerspitals Basel beschäftigt sind, haben das Wort ergriffen. Dies zu ermöglichen, war die erste Absicht des Forschungsprojektes. Die universitären Forscher\*innen haben daraus gelernt, dass solche Prozesse möglich sind. Sie haben gelernt, wie ein Setting eingerichtet werden kann, in welchem Menschen unterschiedlichster sogenannter psychischer und/oder geistiger Einschränkung miteinander über einen Zeitraum von mehr als drei Jahren, gemeinsam an einer Aufgabe arbeiten können und dabei ein Ergebnis zustande bringen, das sie veröffentlichen.

Partizipative Forschung ist ohne Zweifel im Rahmen der Untersuchung von Behinderungssituationen eine dringend notwendige Forschung. Sie ist aber in vielerlei Hinsicht an jenen Orten, wo »Behinderung« ein Forschungsthema ist, eine ungewohnte Forschung. Auch wenn sie nicht direkt abgelehnt wird, so ist sie doch eine Art und Weise wissenschaftlich zu arbeiten, die bei vielen Kolleg\*innen im Fach zumindest Irritationen erzeugt. Falls ihre Ergebnisse in den jeweiligen Disziplinen zur Kenntnis genommen werden, so geschieht es noch oft unter dem Aspekt des Exotischen. Im Wissenschaftsbetrieb ist es so, wie anderswo in der Kultur auch, das Neue muss zuerst als »*Fremdes*« gesehen und ausgegrenzt werden, bis es dann über Berührungen – im Sinne des Wortes – das Schonvorhandene leicht verändert und so pas à pas – Schritt für Schritt – integriert wird, sich selbst und das Bestehende verändernd. Ob es mit dieser Arbeit gelingen wird, dass partizipative Forschung als Teil der wissenschaftlichen Tätigkeit ernst genommen wird, bleibt offen.

Dafür sorgen zu können, dass dies geschieht, liegt auch nur beschränkt in unserer Macht. Wie Andrew Abbott sagt, kann man mit der gleichen Idee nicht wahrgenommen werden, weil sie als zu gewöhnlich gilt und deshalb nicht auffällt, oder weil sie als zu radikal gilt und deshalb nicht ernstgenommen wird (vgl. Abbott 2004, S. 100 ff.). Diese Aussage von Andrew Abbott verweist auf die Diskursivität des Wahrnehmungsfeldes von wissenschaftlicher Forschung, und sie verweist implizit auf das oben genannte Diktum von Ludwik Fleck, dass man wissen muss, was man sehen soll. Die in den jeweiligen wissenschaftlichen Feldern operierenden Denkstile sind nicht nur nötig, um die Wissensbestände auf dem jeweiligen wissenschaftlichen Feld zu stabilisieren, sie wirken auch als Felder dazu, die Wahrnehmungschancen von Wissen auf dem jeweiligen disziplinären Feld zu beeinflussen. Jan Weisser bezeichnet den Diskurs als das Zusammenspiel von *Wissen* und *Feld*. *Wissen* zeigt eine dichotome Ausprägung, die aus *Wissen* und *Nicht-Wissen* besteht. Das Feld zeigt im Modell von Jan Weisser drei Register *Öffentlichkeit*, *Professionalität* und *Wissenschaft* (vgl. Weisser 2005, S. 101).

Einen Konsens in dieser Frage gab es in der Forschungsgruppe. Die Übereinstimmung bestand darin, dass wir alle möchten, dass unsere Forschungsarbeit von Menschen, die an unserer Forschungsarbeit nicht teilgenommen haben, nachvollziehbar und verstanden wird.

## **Geschichte**

Geschichte hat immer zu tun mit Geschehen, weil jedes Geschehen in einer zeitlichen Abfolge stattfindet: Es gibt bezogen auf ein Ereignis ein Vorher und ein Nachher. Das Setzen von Vorher und Nachher geschieht dabei relativ willkürlich. Es macht wenig Sinn, dem Nullpunkt einer Geschichte nachzusinnen. Einfach scheint es, ihn dort zu setzen, wo und wann die Erzählung erzählt wird, also jetzt.

Ich habe mich immer gefragt, wann dieses Projekt begonnen hat. Am 19. Dezember 2013 hatte ich der für die Projektfinanzierung verantwortlichen Person des EBGB (Eidgenössisches Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen) einen Brief geschrieben, in welchem ich ihr zwei Projektskizzen vorschlug, für Projekte, die das EBGB finanzieren könnte.

Darin steht:

»Das vorliegende Forschungsvorhaben dient der Untersuchung der Kreativwerkstatt des Bürgerspitals Basel durch die Mitarbeitenden der Kreativwerkstatt selbst.

Die Idee zu dieser Art der Untersuchung ist in einer Gruppe von Mitarbeitenden der Kreativwerkstatt entstanden.

Für dieses Forschungsvorhaben ist die Leitung des Bürgerspitals (F. Jenny) von E. O. Graf angefragt worden. Die Leitung des Bürgerspitals (Direktor F. Jenny) stand der Anfrage positiv gegenüber und empfahl die Kreativwerkstatt (Leitung: W. Buess) als jenen sozialen Ort, wo eine solche Forschung durchgeführt werden kann.

Der Leiter der Kreativwerkstatt, W. Buess fragte rund 8 Personen an, ob sie an einer Gruppe mitarbeiten wollten, die ein Forschungsvorhaben in leichter Sprache erfinden würde.

Insgesamt sechs Personen haben an den fünf Sitzungen teilgenommen.

Diese Gruppe hat sich im Oktober und November 2013 zu fünf Besprechungen getroffen. Seitens des Teams der Kreativwerkstatt haben an den ersten drei Sitzungen A. Klank teilgenommen, an den letzten beiden Sitzungen W. Buess.

Seitens des Lehrstuhls von Prof. Hedderich nahmen E. O. Graf und als studentische Mitarbeiterin N. Aliu teil. Die Gruppengespräche sind von Frau Aliu protokolliert worden. E.O. Graf und N. Aliu haben für die Kreativwerkstatt des Bürgerspitals die Schweigepflichtversicherung zum Datenschutz unterschrieben.

#### *Das Forschungsvorhaben*

In den Gruppengesprächen ist die Idee entstanden, zusammen mit den Mitarbeitenden der Kreativwerkstatt ein Buch zu schreiben, das die Frage beantwortet:

Warum bist Du hier in der Kreativwerkstatt und was bedeutet Dir die Kreativwerkstatt?

Diese Idee einer Person aus der Kreativwerkstatt ist in der dritten Gruppensitzung formuliert worden. Sie wurde von der Gruppe aufgegriffen und weiterentwickelt. So ist daraus die Idee einer Forschung entstanden, in welcher eine Gruppe von Forschenden aus der Kreativwerkstatt die in der Kreativwerkstatt arbeitenden Menschen zu dieser Forschungsfrage befragen.

Diese Frage ist eine offene Frage, an welche sich ein Gespräch anschliesst.

Im Gespräch werden weitere Fragen gestellt.

Das Gespräch wird festgehalten.

Die Gruppe wertet anschliessend das Material aus.

In der Auswertung entscheidet sie darüber, was mit dem Material geschieht.

Die Gruppe möchte ein Buch herstellen, das die Situation der Menschen, die in der Kreativwerkstatt arbeiten, zeigt. Das Buch enthält die Berichte, welche die Forscher\_innen bei den Mitarbeitenden der Kreativwerkstatt erheben.

Die Materialien werden in der Forschungsgruppe ausgewertet.

Aus der Auswertung des Materials werden Berichte geschrieben.

Diese Berichte werden mit den Gesprächspartner\_innen wieder diskutiert.

Aus den Berichten wird dann durch die Gruppe das Buch hergestellt.

Das genaue Vorgehen bei der Forschung wird im Vorprojekt durch die Gruppe selbst entwickelt.

Die Aufgabe der Forscher\_innen der Universität Zürich ist es, den Prozess der Forschenden in der Kreativwerkstatt zu begleiten, zu unterstützen. Dabei dokumentieren sie diesen Forschungsprozess und denken zusammen mit den Forschenden der Kreativwerkstatt über die Ergebnisse und den Projektablauf nach. Die Ergebnisse dieses Nachdenkens halten die Forscher\_innen der Universität Zürich fest.

#### *Kooperation mit Kreativwerkstatt des Bürgerspitals Basel*

Die Vollversammlung vom 5. Dezember 2013 der Kreativwerkstatt hat entschieden, eine solche Forschung durchzuführen. Wer sich als Forscher\_in beteiligen will, meldet sich bei W. Buess. Bis jetzt haben sich zusätzlich zu den 5 Personen der Vorbereitungsgruppe weitere 5 Personen gemeldet.

W. Buess stellt diese Gruppe zusammen.

Von der Universität Zürich werden E. O. Graf und N. Aliu an der Gruppe teilnehmen.

Diese Gruppe nimmt im Januar ihre Tätigkeit auf.

Die Aufgabe dieser Gruppe besteht darin, das Vorprojekt durchzuführen und ein gemeinsames Forschungsgesuch der Kreativwerkstatt des Bürgerspitals Basel und der Universität

Zürich (Lehrstuhl Prof. Hedderich) an das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderung (EBGB) auszuarbeiten.

Für das Einreichen des Projektes an das EBGB gilt eine Frist bis Ende März 2014.

Vom März bis in den Juli 2014 erarbeitet die Forschungsgruppe die Methoden für die Durchführung der Untersuchung der Kreativwerkstatt durch die Mitarbeitenden der Kreativwerkstatt. Einige methodische Vorarbeiten hat die Gruppe bereits geleistet. Es werden mit den Personen, die am Projekt teilnehmen wollen, Gespräche zur Forschungsfrage durchgeführt. Im Verlauf des Vorprojektes wird in den ersten zwei oder drei Gesprächen mit Personen aus der Forschungsgruppe eine erste Erfahrung mit dieser Methode gemacht. Die Gespräche werden von der Forschungsgruppe ausgewertet und es wird entschieden, mit welchen Fragen die Gespräche geführt werden.

Eine weitere Idee aus der Gruppe war der Vorschlag, die Arbeitsplätze photographisch zu dokumentieren und die Personen, die an den Arbeitsplätzen arbeiten, die Arbeit an diesen Arbeitsplätzen beschreiben zu lassen.

Eine weitere Idee aus der Gruppe war es, Zeichnungen und Bilder der Mitarbeitenden für die Gespräche zu gebrauchen.

Alle diese Ideen werden im Vorprojekt ausprobiert und verändert/verbessert und weitergedacht«.

Dieses lange Zitat zeigt, dass es »vor« der Geschichte eine Art »Vorgeschichte« gegeben hatte. Als im Dezember 2013 der Brief an das EBGB geschickt wurde, hatte die Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt schon zwei Monate gearbeitet.

Mit den Fragen der sogenannten »leichten Sprache« hatte ich mich lange vorher auseinandergesetzt. Dabei hatte ich allerdings immer ein eher schlechtes Gefühl, da ich sie als asymmetrisch verstand, denn die »*leichte Sprache*« ist von Menschen unter der Annahme erfunden worden, dass sie auf diese Weise mit bestimmten Menschen leichter verkehren könnten als mit Hilfe der *Standardsprache*. Impliziert wird dadurch auch, dass die *Standardsprache grundsätzlich keine Sprache für alle* ist. Dies ist insofern interessant, weil es die Schichtung von Prozessen der Verständigung zwar noch mitdenkt, die Ergebnisse der *Sprachbarrierendiskussion* in der britischen Soziologie der

sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts und auch jene von Bourdieu und Passeron jedoch vergessen hat.<sup>28</sup>

Die Lehrstuhlinhaberin, Frau Professor Dr. Ingeborg Hedderich, wünschte ein *Drittmittelprojekt* und ermunterte mich, ein solches zu akquirieren.

Seit einiger Zeit war ich mit der »Gruppe Mitsprache«<sup>29</sup> im Austausch. Es hatte sich eine kleine Arbeitsgruppe gefunden, welche sich mit der Thematik der leichten Sprache auseinandersetzte. Diese kleine Gruppe, an der vier Vertreter\_innen der »Gruppe Mitsprache« teilnahmen, traf sich regelmässig in einem Intervall von vier bis sechs Wochen.

Anja Blechschmidt, die Leiterin der Professur für Logopädie am Institut für Spezielle Pädagogik und Psychologie an der Pädagogischen Hochschule der FHNW (Fachhochschule der Nordwestschweiz) hatte über einen längeren Zeitraum ebenfalls an diesen Besprechungen teilgenommen.

Aus dieser Erfahrung hatte ich gelernt, dass das, was als standardisierte »leichte Sprache«<sup>30</sup> zurzeit portiert wird, das Verständigungsproblem mit Menschen mit sogenannten kognitiven Beeinträchtigungen nicht unbedingt aufzulösen vermag.<sup>31</sup> Die Annahme, dass für diese durchgeführte partizipative Forschung die Anwendung der Regeln und Grammatik der sogenannten »leichten Sprache« sich als hilfreich erweisen würde, hat sich nicht bestätigt.

Aber es hat sich bestätigt, dass man in diesem Zusammenhang sich wirklich mit den konkreten Menschen, mit denen man zusammen forscht, zusammensetzen muss, um eine Form des gegenseitigen Austauschs zu finden, welche der Zusammenarbeit dient.

Paradoxerweise zeigten die Erfahrungen aus den Gesprächen mit den Mitgliedern der »Gruppe Mitsprache«, dass sich eine

---

<sup>28</sup> Der britische Soziologe vgl. Bernstein 1970 und Bourdieu und Passeron 1971.

<sup>29</sup> <http://www.gruppe-mitsprache.ch/> / Abfrage 5. Mai 2016.

<sup>30</sup> Vgl. dazu <http://leichtesprache.org/> / Abfrage 5. Mai 2016.

<sup>31</sup> Ich spreche mich hier nicht grundsätzlich gegen die Anwendung der »leichten Sprache« aus. Sie mag in anderen Kontexten ihre Berechtigung haben. Ich weise nur darauf hin, dass sie sich im Kontext meiner Forschungen mit den beiden Forschungsgruppen nicht als nützlich erwiesen hat. In anderen Fällen mag sie durchaus nützlich und hilfreich sein.

Verständigung dann ergeben hatte, wenn es uns gelungen war, uns zu verständigen.

Menschen verständigen sich in dem Ausmass, wie sie in ihrer Kommunikation – unabhängig von Methode und Wortschatz, sei es in Form von Bildern oder Piktogrammen – eine gemeinsame Stimmung, die zu einer Übereinstimmung in bestimmten Punkten werden kann, herstellen können. Diese Übereinstimmung oder dieser Konsens besteht darin, dass die an diesen Kommunikationsprozessen beteiligten Menschen sich darüber verständigt haben, sich zu verstehen.

Ein solcher Prozess erfordert viel Zeit.

Diese Erfahrung brachte mich dazu, die Frage der Kommunikation vertiefter zu untersuchen. Neben der grundlegenden Arbeit von Jurgen Ruesch und Gregory Bateson aus dem Jahre 1951, (vgl. Ruesch and Bateson 1995 (1951)), sind es vor allem das Werk von Ludwik Fleck, insbesondere seine Monographie »Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache aus dem Jahre 1935 (vgl. Fleck 1980 (1935) gewesen sowie die Arbeit von Cornelius Castoriadis »Gesellschaft als imaginäre Institution« (vgl. Castoriadis 1984)), an denen ich mich für die in diesem Text entwickelte Argumentation orientiert hatte.

Es galt, jene Ebene, welche die Möglichkeiten der gesprochenen sprachlichen Kommunikation betrifft, so weit in den Blick zu nehmen, wie es für die Aufrechterhaltung des in dieser Forschungsgruppe operativen Forschungssettings nötig war. Recht bald wurden wir mit den in der Kultur institutionalisierten Möglichkeitsräumen und Begrenzungen konfrontiert.

Fast alle Mitglieder der Gruppe Mitsprache arbeiteten an verschiedenen Arbeitsplätzen im sogenannten ersten oder zweiten Arbeitsmarkt. Dieser Umstand hatte zur Konsequenz, dass sie sich ihrer Forschungsarbeit jeweils nur am Abend, in ihrer freien Zeit widmen konnten. Ihre zeitlichen Möglichkeiten waren begrenzt.

Ich versuchte zwar, sie mit dem gleichen Stundenansatz, wie die Universität studentischen Mitarbeitende entlohnt, zu bezahlen, aber es erwies sich administrativ als ausserordentlich schwierig, die Gelder, die für studentische Mitarbeitende budgetiert waren, Menschen zukommen zu lassen, die zwar auch an der Universität mit mir zusammen forschten, aber keine Studierenden waren.



Einzig der kreativen Buchhaltung in der Institutsverwaltung war es zu verdanken, eine Lösung in dieser Frage zu finden.

Als weitere Hürde in der Zusammenarbeit mit den Mitgliedern der »Gruppe Mitsprache« erwies sich der Umstand, dass die Gruppe zu jener Zeit vielgefragt war und eingeladen wurde, an verschiedenen Projekten mitzuarbeiten.

Um die aktuelle Konjunktur, welche um »*leichte Sprache*« und teilweise auch »*partizipative Forschung*« entstanden ist, zu erklären, würde eine empirisch funktionierende Theorie der Mode benötigt. Die Geschichte der Diskurse in der Wissenschaft zeigt, dass es immer wieder *Hypes* für irgendetwas gegeben hat, gibt und auch weiterhin geben wird. Das zeigt, dass die Sozialwissenschaften bisher noch keine funktionierende theoretische und empirische Theorie der Mode etabliert haben. Diese fehlende Theorie der Mode liesse sich vielleicht im Zusammenhang mit diskursanalytischen Anwendungen der Akteur-Netzwerk-Theorie (vgl. dazu Latour 2007), welche auf das Gebiet der Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens angewendet wird, entwickeln. Hier könnte sich die Anwendung einer Figur als wichtig erweisen, die Jan Weisser in die Diskussion eingebracht hat. Es handelt sich hierbei um die Definition des Diskurses als einer Unterscheidung von »Wissen/Nichtwissen« im Hinblick auf ein jeweiliges Feld von praktiziertem Wissen, wie die Akademie, die Öffentlichkeit, die Professionen, die wissenschaftlichen Disziplinen und so weiter (vgl. dazu Weisser 2005). Was hier als *Finding* aus einem Forschungsvorhaben in einer Forschungspraxis aufscheint, wird durch den vorliegenden Text nicht untersucht.

Nach gut einem Jahr der Zusammenarbeit im Forschungsprojekt zeigte sich, dass die regelmässige Mitarbeit in einer solchen Forschungsgruppe für die Mitglieder der »Gruppe Mitsprache« zu einer Belastung führte. Wir entschieden nach einer konkreten und detaillierten Diskussion über einen Text in leichter Sprache, den wir in mehreren Sitzungen analysierten und kritisierten und einen Bericht dazu verfassten, diese Gruppe aufzulösen.

Neben dem Forschungsprojekt mit Mitgliedern der Gruppe Mitsprache wollte ich auch mit Menschen mit sogenannten kognitiven und/oder psychischen Beeinträchtigungen forschen, denen es allenfalls möglich wäre, im Rahmen einer Organisation

während ihrer Arbeitszeit forschen zu können. Ich stellte mir vor, dass die zeitlichen Ressourcen für ein solches Vorhaben günstiger wären und wandte ich mich deshalb mit meiner Anfrage an die Direktion des Basler Bürgerspitals. Da ich in Basel wohne, war ich daran interessiert, ein Projekt zu entwickeln, bei welchem die Nähe zu meinem Wohnort gegeben war.<sup>32</sup>

Das erste Protokoll, das ich auf meiner Harddisk finde, datiert vom 29. Oktober 2013. Bereits in diesem ersten Protokoll vom 13. November 2013 finde ich folgende Zusammenfassung der Diskussion über das Ziel des Forschungsprojektes: »Erich fragt: „Was für ein Projekt könnten wir zusammen machen?“ Laura hat Idee, zusammen ein Buch über die Kreativwerkstatt zu schreiben und es dann zu veröffentlichen. Peter hat Idee, einen Film zu drehen. Laura spricht: Idee für Buchinhalt, was man in Kreativwerkstatt macht. Matthias spricht: Idee für Buchinhalt: Was jeder Einzelne in der Kreativwerkstatt macht und welche Aufgaben und Ziele verfolgt werden. Peter spricht: Idee für Buchinhalt über Thema Behinderung schreiben. Erich fragt, was mögliche Fragen für Interviews wären.

Laura schlägt vor:

- Fühlt ihr euch hier daheim?
- Arbeitet ihr gerne?
- Wie seid ihr hierhergekommen?
- Seid ihr zufrieden mit den Mitmenschen?
- Wer ist Einzelgänger? beschreibt sich selbst als Einzelgängerin«.

Beim Wiederlesen dieses Protokolls und dem Nachdenken darüber, was diese Forschungsgruppe in den letzten drei Jahren bearbeitet hatte, staune ich darüber, wie präzise die Forschungsgruppe der MmR<sup>33</sup> dieser Forschungsfrage in den letzten zweieinhalb Jahren gefolgt war.

Nora Aliu schrieb in der Zusammenfassung der Sitzung der Forschungsgruppe vom 19. November 2013: »Das Interesse und die Freude am Projekt, ein Buch zu schreiben ist gross! Matthias

---

<sup>32</sup> Dieser Egoismus hat auch eine rationale Seite: aufgrund meiner eigenen Beeinträchtigung versuche ich, meine Mobilität so gering wie möglich zu halten. Das gelingt mir logischerweise nicht immer. Aber die Möglichkeit, in Basel zu forschen, hat mir doch dutzende von Stunden schmerzhafter Bahnfahrten erspart.

<sup>33</sup> MmR ist das Kürzel für »Mitarbeitende mit Rente, MoR jenes für »Mitarbeitende ohne Rente«.

ist eher daran interessiert, wie die Umsetzung des Projektes aussieht, Laura ist so froh, sie kann es kaum erwarten. Peter setzt das Projekt mit Interviews in Verbindung und freut sich darauf, da er Interviews mag. Ich kann leider nicht mit Sicherheit sagen, ob Reto und Timo völlig verstehen, um was es sich handelt. Ich nehme an, dass sie verstehen, dass es um ein Projekt geht, welches wir zusammen aufstellen wollen, aber ob sie wissen, um was es genau im Projekt geht, ist mir nicht klar. Reto hört sehr aufmerksam zu und sagt zum Schluss, dass er mitmachen wolle. Auch Timo und alle anderen stimmen zu mitzumachen.

Laura ist sehr stolz, dass sie die Idee ein Buch zu schreiben, in die Runde geworfen hat.

Das Thema Beziehungen und Frauen scheint bei den männlichen Gruppenmitgliedern ein sehr wichtiges Thema zu sein. Als Stefan erwähnt, dass sich Reto neben Nora wohlfühlen scheint, zeigt Peter eine Art „Beschützerinstinkt“ gegenüber Nora, indem er das Thema wechselt und betont, dass es in der Diskussion um Interviews gehe und nicht um Frauen. Die Präsenz einer Frau ist für die männlichen Gruppenmitglieder sicherlich sehr angenehm.

In der Pause wurde ich von Laura an ihren Arbeitsplatz geführt und habe einen kurzen Einblick in ihre Arbeit (Linoldruck) bekommen. Ich durfte mit einem Messer versuchen in ihre Platte zu schnitzen. Da es mir nicht wirklich gelungen ist, hat mir Laura gezeigt, wie sie es macht. Linolplatten schnitzen braucht eine sehr genaue Arbeitsweise und braucht viel Kraft. Laura beherrscht beides praktisch perfekt.

Wir werden von allen Gruppenmitgliedern mit einem Händeschütteln begrüßt und verabschiedet.

Das Interesse und die Vorfreude verspricht eine gute Zusammenarbeit für das Projekt«.

Diese Zusammenfassung zeigt, wie stark sich die Gruppendynamik der Forschungsgruppe zu jenem Zeitpunkt bereits ausgebildet hatte. Die Genderfrage tauchte ebenso auf wie das Verständigungsproblem.

Wir von der Universität wissen nicht so genau, was unsere Kolleg\*innen aus der Kreativwerkstatt tatsächlich von dem Vorhaben, dass sie gerade entwickeln, auch verstehen. Mit der

Zeit werden wir lernen, dass sie selbst nicht verstehen, was wir hier entwickeln. Wir lernen, dass wir selbst nicht immer alles verstehen. Wir lernen, dass wir verstehen lernen können, wenn wir nachfragen. Wir lernen, dass Forschung tatsächlich darin besteht, Neues entstehen zu lassen, zu kreieren – wir forschen in und mit der Kreativwerkstatt.

Die Forschungssitzung vom 26. November 2013 war die letzte Sitzung in jenem Jahr und schloss gleichzeitig unser »Vorprojekt« ab. In der Zusammenfassung von Nora Aliu erscheint ein weiteres wichtiges Moment unserer Forschung, das Moment der *Gegenübertragung* und der Umgang der Forschenden damit.

»Peter hat in dieser Sitzung den Platz zwischen mir und Erich eingenommen, während ich die Stühle im Kreis aufgestellt habe. Als ich Platz nehmen wollte, zeigte er mit der Hand auf den Stuhl neben sich und lud mich so ein, mich neben ihn zu setzen. Er hat in diesem Treffen wieder die Beziehung zwischen Stefan und ihm, als Vater-Sohn Beziehung beschrieben. Er hat von der Beerdigung von Stefans Frau erzählt, an der er teilgenommen hatte. Bevor er diese Geschichte erzählt hat, hat er uns gewarnt, dass er jetzt eine traurige Geschichte erzähle. Während er gesprochen hat, hat sich Stefan eine Träne abgewischt. Es hat ihn sichtlich berührt. In diesem Moment war auch ich sehr berührt und musste meine Tränen unter Kontrolle halten. Ich kann mich überhaupt nicht mehr erinnern, was die anderen in diesem Moment gemacht oder wie sie reagiert haben. Ich kann mich auch nicht mehr erinnern, was ich danach gesagt habe, als mich Stefan darauf fragte, wie ich die Erzählung von Peter empfand.

Dieses letzte Protokoll zu schreiben fiel mir schwer. Ich kann nicht genau erklären warum, ob es daran lag das es das letzte Mal war, oder ob der Moment in dem Peter seine Geschichte zur Beerdigung erzählte, mich ein wenig aus der Bahn geworfen hat. Ich habe auch lange überlegt, ob ich den Gruppenmitgliedern eine Karte als Dankeschön schenken soll. Aus Gesundheitsgründen hatte ich am Abend vorher keine Möglichkeit diese Karten zu besorgen, doch bis heute überlege ich mir immer noch, ob ich Karten nachschicken soll. Ich habe vieles mitnehmen können aus diesen Sitzungen und neue, wundervolle Menschen kennengelernt, deshalb habe ich das Gefühl ein Dankeschön wäre

das Minimum, dass ich ihnen zurückgeben könnte. Ob ich es wirklich tun werde, weiss ich noch nicht«. <sup>34</sup>

Jener Protokolleintrag verdeutlichte, dass Forschung nur dann wird stattfinden können, wenn sich die von der Universität herkommenden Forscher\*innen auf die Beziehung mit den Forschenden, welche in der Kreativwerkstatt tätig sind, einlassen können.

Das Protokoll bezog sich auf die letzte Sitzung dieser Serie.

Eine Gruppe, die sich zum letzten Mal im Rahmen einer ganzen Reihe von Sitzungen trifft, wird ein Stück weit immer auch ein Gefäss für die Gefühle von Trauer sein, die mit dem Abschied einhergehen. Die Geschichte, die Peter erzählte, war eine Geschichte von der Beerdigung der früheren Frau des Leiters der Kreativwerkstatt, eine traurige und emotional bewegende Geschichte. Der Leiter der Kreativwerkstatt wischte sich eine Träne aus den Augen. Die Forscherin von der Universität, welche das Protokoll verfasste, hatte das Gefühl, der Gruppe etwas geben zu müssen, indem sie ihr beispielsweise eine Karte schickte. Gleichzeitig war es naheliegend, dass der Tod, der als Realität in der Beziehung von zwei Gruppenmitgliedern erlebt worden war, in der letzten Sitzung der Serie angesichts des bevorstehenden Abschieds und damit verbunden des möglichen Endes der Beziehungen artikuliert werden konnte. Aus der Erfahrung der Arbeit mit Gruppen wissen wir, dass Vieles, was im jeweiligen temporären Denkstil einer Gruppe nicht kognitiv aufgefangen werden kann, weil das zur Verfügung stehende Gefäss nicht in der

---

<sup>34</sup> Viel später, erst im Juni 2016, hatten wir anlässlich einer Supervisionssitzung herausgefunden, wie wichtig Noras Umgang mit ihren Emotionen für die psychische Stabilisierung der gesamten Gruppe war. Uns war aufgefallen, dass Leute schneller an ihre emotionalen Grenzen gelangten und ihren Halt an Sitzungen, an denen Nora nicht teilnehmen konnte, verloren hatten. Ihr Umgang mit ihren eigenen Emotionen scheint eine Art *Absorberfunktion von Emotionalität* für die ganze Gruppe gehabt zu haben. Es war die Lücke, die eine Irritation hatte entstehen lassen, welche eine Erkenntnis erst ermöglicht hatte. Die Gruppendynamik der drei universitären Forscher\*innen hatte aus dieser Sicht einen grossen Einfluss auf den Verlauf des Forschungsprozesses genommen. Trotz der regelmässigen Selbstreflexion hatte sich uns dieser spezifische Zusammenhang, der sich ja bereits in den ersten Dokumenten des Projektes in den Protokollen von Nora niedergeschlagen hatte, erst gegen das Ende des Projektes gezeigt.

Lage ist, damit zu operieren, in der Gruppe als Soziodrama inszeniert wird.<sup>35</sup>

Wir befinden uns mitten in einem Diskurs darum, was Menschen einander zu geben vermögen. Es geht um die *Gabe*, dem Gabentausch, den Marcel Mauss in seinem »essay sur le don« – *Die Gabe. Die Form und Funktion des Austauschs in archaischen Gesellschaften* – aus dem Jahre 1925 (vgl. Mauss 1984) beschrieben und analysiert hat. Der Gabentausch ist eine frühe Form von Gaben und Geschenken; Gaben und Geschenke stehen am Anfang des Austausches zwischen Menschen. Sie dienen der Herstellung von Differenz und Äquivalenz und bilden dadurch die Grundlagen aller menschlichen Vergesellschaftung.<sup>36</sup> Dabei tragen Gaben in sich immer etwas Aggressives im Wortsinn – das lateinische Verbum *aggredere* heisst zunächst herantreten an etwas oder jemanden. Das Herantreten an jemanden verändert die Distanz zwischen den Menschen in direkter Weise.

Sozialräumlichkeit, ihre Konstruktion und der Umgang mit ihr, ist zunächst auf einer personalen Ebene mit der Kontrolle/Nicht-Kontrolle jenes Nähe-Distanz-Verhältnisses, das man selbst benötigt, um sich in Situationen mit anderen Menschen wohl zu fühlen, verbunden. Diese Regulationen sind dynamisch und situativ zu verstehen. Ihre soziale Regulierung verweist stets auf Herrschaftsverhältnisse. Distanzveränderungen betreffen unsere emotionalen Balancen. Wenn uns jemand zu nahe tritt, dann kann uns das, wenn wir es nicht erwarten oder wenn wir es nicht wünschen, unangenehm sein. Nicht selten fühlen wir uns durch solche Bewegungen auch verletzt. Das macht das Austauschen der Gefühle schwierig, denn es gibt hier kein allgemeines Äquivalent, sondern um Karl Marx zu persiflieren, nur ihren unmittelbaren zum Gebrauch bestimmten Gebrauchswert, der sich intersubjektiv nicht messen lässt. Dass das *Nach-Denken* über

---

<sup>35</sup> Der epistemologische Hintergrund dieser Technik mit Gruppen zu arbeiten, stammt aus dem Umkreis der »operativen Gruppen«. Eine einführende Lektüre kann hierzu sein: Bauleo 2013. Die Anwendung auf Lernprozesse habe ich in meiner Publikation »Lernen ist Veränderung« dargestellt; dort wird der Zusammenhang der operativen Gruppentechnik mit der in Frankreich entstandenen *institutionellen Analyse* hergestellt, vgl. Graf 2011.

<sup>36</sup> Eine besonders für die sozialwissenschaftliche Diskussion wichtige Auseinandersetzung mit diesem Essay von Marcel Mauss findet sich im Buch von Georges Bataille »Die Aufhebung der Ökonomie«, vgl. Bataille 2001.

eine Situation, in der wir und andere uns zusammen verhalten haben, stets ein bereits Geschichte gewordenes Moment zu Gegenwart hat, also die Erinnerung an ein Handeln und nicht das Handeln selbst darstellt, verdeutlicht die Komplexität der Angelegenheit.

Dasjenige, was wir – möglicherweise indem wir einer grossen Illusion erliegen, die möglicherweise ebenso lebensnotwendig ist, wie das Ein- und Ausatmen – Identität, Person oder Persönlichkeit nennen, (ich weiss, dass die drei Begriffe nicht deckungsgleich sind, aber sie überschneiden sich in ihren Bedeutungen in hohem Masse), ist von diesem Hiatus durchdrungen, der ihn erst möglich macht. Das heisst allerdings nichts anderes, als dass wir in jeder Begegnung zwischen Menschen stets mit einer riesigen Fülle von menschlichem Wissen, Erfahrungen aller Art, Vorstellungen, wie die Welt oder auch nur gerade diese Beziehung im Moment sein sollte, Wünschen, was wir hier und jetzt wollen oder gerade nicht wollen, was wir überhaupt von uns, den anderen Menschen und der Welt wollen, konfrontiert und verbunden sind. Diese Vielfalt zur Ordnung zu bringen, dazu dient uns das, was wir Normativität von Verhaltensweisen, »Sitten und Gebräuche« nennen, aus welchen sich der »Anstand« erschliesst. Ein Begriff, der selbst in sich eine spannungsvolle Bedeutungsgeschichte aufweist.<sup>37</sup>

Das, was die Forscher\*innen der Universität im Rahmen ihrer Anstellung als Lohnarbeiter\*innen geben, ist ihre Lebenszeit. Deren Gebrauch ist zwar vermittelt über den universitären Lohnarbeitsvertrag. Dieser beinhaltet jährlich eine bestimmte Anzahl von Stunden, von denen die Arbeitgeber\*in von der Arbeitnehmer\*in, im Rahmen der im Anstellungsvertrag abgemachten Bedingungen Gebrauch machen darf. Ihr Gebrauch in diesem Forschungsprojekt, das partizipativ sein will, ist an ihren

---

<sup>37</sup> »Anstand m. in verschiedenen Verwendungsweisen dem Präfixverb anstehen (s. stehen) folgend. Anfangs (mhd. anstant) 'das Anstehen-Lassen', insbesondere 'Aufschub der Kampfhandlungen, Waffenstillstand, Friede', in dem allgemeinen Sinne 'Aufschub, Einwand' noch im 19. Jh.; dazu die Wendung (keinen) Anstand nehmen '(keine) Bedenken tragen'; 'das Anstehen', um zum Schuß zu kommen (18. Jh.), daraus 'An-, Hochsitz' des Jägers; 'was wohl ansteht, der guten Sitte entsprechendes Benehmen' (Ende 17. Jh.). – anstandslos Adj. 'ohne Einwände, ohne weiteres' (19. Jh.). beanstanden Vb. nur vereinzelt 'anstehen lassen, aufschieben', sonst 'Einwände erheben, rügen' (19. Jh.). anständig Adj. 'zuständig, geziemend' (Ende 15. Jh.), 'schicklich, höflich' (17. Jh.); unanständig Adj. 'anstößig' (17. Jh.).« (zit. nach <http://www.dwds.de/?qu=Anstand> /Abfrage: 15. Juni 2016.

Gebrauch in Forschungssitzungen und an die anderen Aktivitäten, die aus dem Projekt hervorgehen, gebunden. Dasjenige, was auf der Ebene des Äquivalententausches vertraglich geregelt ist, kann es auf der Ebene der unmittelbaren Forschung nicht mehr sein. Denn unmittelbar begegnen sich Menschen, um gemeinsam herauszufinden, wie sie miteinander arbeiten können. In diesem Herausfinden emergieren alle Institutionen und die ihnen inhärenten Ausschliessungs- und Inklusionsprozesse, welche diese Kultur ausmachen. Da der Gegenstand der wissenschaftlichen Untersuchung Bündelungen von Beziehungen sind, in welche notwendigerweise auch viele Gefühle einfließen, die ohne das Private und sehr Persönliche gar nicht erst stattfinden könnten, wird die Performanz der Forschungsrollen ständig durchzogen von der Gesamtheit all dessen, was die Menschen, die gemeinsam forschen, insgesamt ausmacht. Es kann als unglaublich schön, berührend und faszinierend, aber genauso als unangenehm berührend, lästig und belastend empfunden werden. Als Forschende müssen wir uns einen Denkstil aneignen, der es uns erlaubt, diese dauernde Bewegung von Annäherung und Distanzierung, von Fülle und Mangel denken und analysieren zu können.

### **Manifestes und Latentes**

Sigmund Freud erscheint in den *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* als ein Pionier der partizipativen Forschung, wenn er schreibt: «Sie verstehen jetzt, dass die Psychoanalyse die Technik befolgt, sich soweit es nur angeht die Lösung ihrer Rätsel von den Untersuchten selbst sagen zu lassen» (Freud 1999 (1940), S. 98).

Freud formulierte diesen Gedanken während des ersten Weltkrieges und veröffentlichte sie zum ersten Mal 1924 im Psychoanalytischen Verlag. Ein eigentliches Lehrbuch zur Psychoanalyse hatte er nie verfasst. Die *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse* können als Versuch verstanden werden, die Psychoanalyse in einem zusammenfassenden Zusammenhang darzustellen. Im Zentrum des psychoanalytischen Diskurses steht das Moment des *Verstehens*. Die von der Psychoanalyse angewandte Methodik geht davon aus, dass die Psychoanalytiker\*in in der Analyse ihrer



Gegenübertragung die Analysand\*in versteht. Das bedeutet nichts Anderes, als dass das »Fremde« stets nur mit dem, was an »Eigenem« zur Verfügung steht, verstanden werden kann.

Jedes Verstehen entsteht als ein Produkt von «*übersetzen*» und «*deuten*». Es ist dies ein Prozess, der notwendigerweise von jenem Teil eines sozialen Verhältnisses ausgehen muss, der etwas, einen Sachverhalt, ein Phänomen, ein Verhältnis, verstehen möchte.

Die Wahrnehmung dieses Sachverhaltes geht aus dem Denkstil der wahrnehmenden Person (vgl. dazu Fleck 1980 (1935)) hervor. Sie muss in irgendeiner Form symbolisiert werden. Symbole werden als solche nur dann zu Symbolen, wenn sie Teil von Kultur, also im weitesten Sinne Selbstdeutungen von Strukturen sind.<sup>38</sup>

Auf diese Weise wird jede Interpretation immer sowohl *Übersetzung* als auch *Deutung*. Im Englischen meint *interpretation* sowohl *Auslegung* als auch *Verdolmetschen*, ebenso im Französischen, wo das Wort *interprétation* neben *Auslegung* und *Verdolmetschung* auch noch *Lesart* meint. Im Italienischen kommt dem Wort *interpretazione* zu den genannten Bedeutungen noch jene der *Sinngebung* hinzu.<sup>39</sup>

Damit ist ein grundlegendes Problem allen Erkennens benannt. Bedeutungen bedeuten nur in den jeweiligen Zusammenhängen, in denen sie vorkommen, etwas. Die Diskussionen darüber sind lange, kontrovers und unübersichtlich. Grundsätzlich ist es heute aber in den meisten wissenschaftlichen Diskursen anerkannt, dass die Beobachter\*in bei der Verfertigung des Wissens eine wichtige Rolle spielt. Der Standpunkt der Beobachter\*in kann von dem durch die Beobachtung beschriebenen Phänomen nicht vollständig abgegrenzt werden.

In diesem Sinne ist es wichtig, dass der helvetische Brauch, jeder möge in seiner Sprache sprechen, nicht das gleiche bedeutet wie, dass alle in der gleichen Sprache sprechen, unabhängig von der

---

<sup>38</sup> Selbstverständlich ist die Rede von »Struktur« oder »Kultur« selbst wieder Teil eines Denkstils. Wie immer Menschen über sich selbst und das, was sie Welt nennen, denken: ausserhalb ihrer Denkstile, die in ihrer Gesamtheit ihre Kulturen ausmachen, können sie nicht denken. Dem Sprechen geht die Sprache immer voraus, manchmal sogar voran.

<sup>39</sup> Alle Verfahren, die sich damit befassen, können etwas verallgemeinert als «hermeneutisch» verstanden werden.

sogenannten »einfachen oder leichten Sprache«. Gleichheit lässt sich nur im Hinblick auf Verschiedenheit denken. Möglicherweise liegt die Ursache darin, dass Sprachen, die in der zwischenmenschlichen Kommunikation verwendet werden, sich nur bis zu einem gewissen Grad formalisieren lassen.<sup>40</sup> Es sei an die Feststellung von Cornelius Castoriadis erinnert, der gesagt hat, jede Bedeutung sei nur im Vorgriff auf eine schon mögliche Bedeutung überhaupt möglich (vgl. Castoriadis 1984, S. 449 ff.). Verstehensprozesse sind stets als gerahmte Prozesse der Wahrnehmung aufzufassen. Es kann davon ausgegangen werden, dass der jeweils operative Rahmen nicht *alles Mögliche* abdeckt, sondern nur das, was er abdeckt. Der Wahrnehmung sind somit Grenzen gesetzt, Grenzen, die durch die jeweiligen Denkstile der wahrnehmenden Personen bestimmt sind (vgl. dazu Fleck 1980 (1935)). Wir können nur wissen, was wir wissen. Oftmals wissen wir noch etwas darüber, dass wir etwas wissen könnten, aber in der Regel haben wir keine Ahnung davon, dass wir nicht wissen, was wir nicht wissen. Selbst der gelehrteste Mensch ist mit seinem Wissen nicht mehr als ein Blatt im Ozean des Nichtgewussten. »Dass gesellschaftliche imaginäre Bedeutungen instituiert sind, heisst auch, dass diese Bedeutungen in der und durch die Wirklichkeit der Individuen, Handlungen und Gegenstände, in denen sie sich 'äussern', gegenwärtig werden und Gestalt annehmen. Als das, was sie ist und so, wie sie ist, 'materialisiert' die Institution der Gesellschaft ein Magma gesellschaftlicher imaginärer Bedeutungen, von dem aus sich die Individuen und Objekte allein verstehen lassen, ohne das sie nicht wären und dem man nie sagen könnte, dass es ist, wenn es von den Individuen und Objekten, die es sein lässt, getrennt wäre« (Castoriadis 1984, S. 583).

*Behinderung* ist aus dieser epistemologischen Perspektive betrachtet das Produkt einer gesellschaftlichen Verflechtung als deren Ergebnis diejenigen Menschen, die in der Perspektive der Behinderung beschrieben werden, und sich manchmal auch selbst

---

<sup>40</sup> Ein grosses Problem bei der Entwicklung von sogenannten »künstlicher Intelligenz« besteht darin, dass Computer bisher noch etwas ungeschickt darin sind, Witze zu erzählen, bzw. Metaphern zu verwenden. Die Arbeiten von Gregory Bateson zum Gebrauch von Metapher, zum Spiel, zum Witz sind hier von besonderer Bedeutung, vgl. M.C. Bateson 1972, Bateson 1987, Bateson & Bateson 1988.

so beschreiben, der Zugang zu zentralen Werten der Kultur versperrt wird.

Im Rahmen eines Forschungsvorhabens, an welchem Menschen mit sogenannten *geistigen und/oder psychischen Einschränkungen* teilnehmen, gewinnt dieser Umstand eine besondere Bedeutung und muss entsprechend berücksichtigt werden. Die institutionellen Umstände, wie jene der Berentung durch die Invalidenversicherung, spielen eine Rolle, aber auch jene institutionalisierten Denkweisen, durch welche die sogenannten *nicht-behinderten Menschen* in unserer Kultur erlernt haben, Menschen in Behinderungssituation als defizitär wahrzunehmen.<sup>41</sup> Auch wenn im Rahmen des Kampfes um die Partizipation von ausgegrenzten Menschen gesagt werden kann, dass die *Frage der Behinderung eine Frage des demokratischen Kampfes* ist, und man dieser Aussage wohl zustimmen wird, so kann die *Wahrnehmung der Differenz als Defizit* deswegen nicht aus der Welt geschafft werden. Dies zu verändern, bedarf tiefgreifender Veränderungen auf der Ebene der Wahrnehmung und des Erkennens. Tiefgreifende Veränderungen des Wahrnehmens und des Erkennens sind aber dort, wo sie stattfinden, mit schweren personalen und oft auch kulturellen Erschütterungen verbunden, in denen die *Containing-Funktionen* der bisherigen institutionellen Ordnungen suspendiert sind, und psychotische Persönlichkeitsanteile sich gleichsam frei flottierend durch die kulturelle Ordnung bewegen.<sup>42</sup>

Solche epistemologischen Veränderungen verlangen, dass die Subjektivität der Forscher\*innen selbst ein Teil der Untersuchung

---

<sup>41</sup> Dass anstelle von Behinderung im Diskurs häufig von Einschränkung gesprochen wird, verdeutlicht, dass die Vorstellung der Teilhabe ein Stück Anerkennung gefunden hat; dadurch wird aber die Sichtweise des Defizienten nicht aufgehoben. Eine Einschränkung ist nur in einem normierten Kontext eine solche. Als stark kurzsichtiger Mensch, weiss ich zum Beispiel, dass ich keine Lupe brauche, weil ich mit dem Auge sehr nahe an das Objekt herangehen kann und es immer noch scharf sehe :).

<sup>42</sup> Das aktuell zu beobachtende Aufscheinen rassistischen Gedankengutes, welches sich in den um ihre Aufstiegschancen betrogenen Mittelschichten der europäischen Staaten verbreitet, ist deshalb keine Überraschung, sondern die logische Folge einer neoliberalen Politik, die zwecks Dynamisierung der Kultur so viele soziale Absicherungen wie möglich suspendiert hat. Das rassistische und fremdenfeindliche Vorurteil bietet eine mittlere Strukturierung der auf diese Weise entstandenen anomischen Situation, vgl. dazu Heintz 1968.

sein muss. So muss der Rahmen, in welchem diese Forschung stattfindet, selbst einer Reflexion unterzogen werden. Unbewusstes der Forscher\*innen muss in diesem Rahmen manifest werden und verstanden werden können. In diesem Prozess spielen die Assoziationen der Forschenden eine wichtige Rolle.

Sigmund Freud unterschied in seiner Analyse des Traumes zwischen dem *manifesten Trauminhalt* und den *latenten Traumgedanken*. Er spielte damit auf ein Phänomen an, welches besagt, dass mehr an Inhalten in uns selbst vorhanden ist, als wir gerade im Moment zu formulieren in der Lage sind und auszusprechen vermögen.<sup>43</sup> «Von einem grossen zusammengesetzten psychischen gebildet in den unbewussten Traumgedanken ist ein Stückchen auch in den manifesten Traum gelangt, wie ein Fragment davon» (Freud 1999 (1940), S. 199).

Sobald wir uns mit einer Künstler\*in über ihr Gedicht, ihr Bild oder ihr Musikstück unterhalten, wird sie uns davon erzählen und uns oft manchmal auch eingestehen, dass sie gar nicht so genau wisse, wie dieses oder jenes zustande gekommen sei. Das Kunstwerk steht, tönt, spricht für sich und ist damit unserer eigenen Interpretation ausgeliefert. Dennoch würde niemand wagen zu behaupten, ein Kunstwerk sei in seiner Aussage beliebig. Es «spricht» stets nur im Austausch mit der Beobachter\*in, jener Person, die es hört und sieht.

In dieser Forschung, deren Geschichte hier erzählt wird, gibt es das, was auf der Hand liegt, das *Manifeste*, und es gibt jene Momente, die weniger zugänglich sind. Wir nennen sie das *Latente*. Es sind jene Teile unseres Erlebens und unserer Wahrnehmung, bei denen wir uns unaufhörlich fragen, ob wir sie berichten sollen, berichten dürfen, berichten können, oder gar berichten müssen. Während unserer Forschungsarbeit haben wir auf diese Fragen keine endgültigen Antworten gefunden. Wir sind in dieser Hinsicht schwankend, und wir denken, dass das auch gut so ist.

---

<sup>43</sup> Erschwerend kommt hinzu, dass wir zwar vieles —wenn auch nicht alles! – zu denken in der Lage sind, aber wir sind nicht in der Lage, in jeder Situation alles, was wir zu denken in der Lage sind, auch auszusprechen. Wäre dies der Fall, würde unsere Kommunikation vollständig zusammenbrechen. Das Latente hat deshalb auch die Funktion, die Kommunikation überhaupt möglich zu machen und am Laufen zu halten.

Den Zweifel und die Ambivalenzen, welche wir in der Zeit dieser Forschung auszuhalten gelernt haben, wollen wir nicht durch eine willkürlich bestimmte Klarheit wegputzen. Es wäre wohl nur unsere eigene, momentane Klarheit und würde damit der Komplexität des Geschehens, über das wir berichten möchten, in keiner Weise gerecht.

Die Klarheit und die Reinheit einer wissenschaftlichen Aussage kann sich als trügerische Angelegenheit erweisen. Wir hegen die Vermutung, dass der Wunsch nach Eindeutigkeit und Klarheit manchmal mehr damit zu tun habe, unerwünschte Empfindungen und Gefühle zu unterdrücken und sie in die Latenz zu verdrängen. Durch unsere Forschung haben wir gelernt, dieser Art von Klarheit zu misstrauen. Skepsis als Prinzip der Erkenntnis: *de omnibus rebus dubitandum est* – man muss allen Dingen gegenüber im Zweifel sein. Die paradoxe Gewissheit des Zweifelns.

Dasjenige, was wir für gesichertes Wissen halten, entpuppt sich in Zeit und Raum als etwas Veränderliches. Reagiert die Aufklärung im Hinblick auf jeweils bestehende Erkenntnisse und ihren eigenen Erkenntnisprozess nicht skeptisch und selbstreflexiv, so täuscht sie sich über ihre eigenen Voraussetzungen und täuscht sich über sich selbst. Das gilt nicht zuletzt im Hinblick auf die Erfahrungen dessen, was «geistige» oder psychische» Behinderung genannt wird.<sup>44</sup> Es ist eine der grossen, weil erlebten Einsichten dieser Forschung.

Soll die Klarheit in den Wissenschaften künftig nicht mehr angestrebt werden? Nein, genau das bedeutet es nicht. Es bedeutet vielmehr, dass wir anerkennen lernen, in welcher Weise unser Wissen lokotemporal gerahmt ist. Anders gesagt: was *hier und jetzt* gilt, muss nicht ebenso zwingend auch *dort und dann* gelten. Dahinter steht jene Problematik, die Bruno Latour als ein Problem der asymmetrischen Anthropologie beschrieben hat, die die Moderne durchzieht (vgl. Latour 1995; vgl. Latour 2014 (2012)).

Die Veränderung unserer Sichtweisen, insbesondere unseres Selbstverständnisses von Wissenschaft, ist für uns schwierig.

---

<sup>44</sup> Die Benennung dieser Phänomene von sogenannten «Einschränkungen» sind in Zeit und Raum sehr veränderlich. Wie immer diese Benennung auch stattfindet, bisher hatte sie stets den Ausschluss der so benannten Menschen von der Teilhabe an Segmenten der Kultur zur Folge.

Denn tief in uns drinnen akzeptieren wir nur *die* Trennung von Natur und Kultur, die unsere Kultur weltweit als hegemonial durchgesetzt hat. Wir halten sie ganz einfach für «wahr» und können uns kaum vorstellen, dass dem nicht »wirklich« so sei.

In diesem Kontext ist eine Bemerkung von Peter Burke in seiner Geschichte der Wissensgesellschaft *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft* (Burke 2001, 2014 (2000)) interessant. Peter Burke verweist dort auf den russischen Literaturwissenschaftler Viktor Šklovskij, der aussagt, dass es im Umgang mit Wissen darum gehe *Ostranie* zu betreiben, «eine Form der Entfremdung, die das ehemals Vertraute fremd macht und das ehemals Natürliche willkürlich» (Burke 2001, 2014 (2000), S. 10).

Im Umgang mit Wissen geht es darum, auch das anscheinend Selbstverständliche zu befragen. Ich denke, dass es genau dieser Schritt der beabsichtigten Verfremdung, wie das die Techniken der Ethnopsychoanalyse und der Institutionsanalyse ermöglichen (vgl. Graf 2011), erlaubt, das Fremde im Eigenen zu erkennen. So lassen sich die Ausschliessungsprozesse auch in ihrer denkstilmässigen und institutionalisierten Verankerung in den Menschen selbst verstehen und entschlüsseln, die zu den diagnostizierten Formen einer so genannten «geistigen» oder «psychischen» Behinderung führen, mit denen dann Menschen etikettiert werden, damit sie ein Anrecht auf Unterstützung erhalten.

Georg Simmel hatte in seiner Soziologie unter dem Kapitel *Der Arme* früh auf diesen Mechanismus der sozialpolitischen Dispositive hingewiesen. Der *Arme* ist jener, der Armenunterstützung erhält, weil seine Symmetrie zwischen Rechten und Pflichten aus der Sicht der Herrschaft aus dem Gleichgewicht geraten ist. Es ist die staatliche sozialpolitische Intervention, die dieses Gleichgewicht wieder herstellt (vgl. Simmel 1983 (1908), S 345 - 374). Was Organisationen, Disziplinen und individuelle Menschen für Wissen und Wahrheit halten, spielt in diesem Zusammenhang eine grosse Rolle. Nach der heutigen Auffassung der Wissenssoziologie ist dieser Vorgang gesellschaftlich und kulturell determiniert (vgl. Burke 2001, 2014 (2000); Fleck 1980 (1935); Latour 1995; Latour 2014 (2012)). Es ist insbesondere Bruno Latour, der immer wieder darauf

hingewiesen hat, dass es im Rahmen der Epistemologie, welche empirische Forschung betrifft, ein Problem gibt, das sich für die Forscher\*in anfühlt wie das Navigieren des *Odysseus* oder des *Jason* zwischen Scylla und Charybdis.<sup>45</sup> Es handelt sich um die Zwickmühle, wie die Forscher\*in dem Konflikt zwischen Konstruktivismus und Relativismus entgehen kann, ohne sich für die eine oder andere Seite des Scheiterns ihres forschenden Bemühens entscheiden zu müssen. Bruno Latour hat dafür die *Akteur-Netzwerk-Theorie* vorgeschlagen (Latour 2007) und darauf hingewiesen, dass die Wissenschaftsgeschichte Experimente als *Nullsummenspiele* betrachtet, damit also als Praxen verstehe, in denen *nichts Neues* zu finden sei. «Hartnäckigkeit und Bedrängnis führen dazu, dass ein Experiment als Nullsummenspiel definiert wird. Wenn dem so wäre, wenn jeder Output einem Input entspräche, dann käme nichts aus einem Labor, was nicht vorher hineingegeben worden ist.

Das ist der schwache Punkt der üblichen Definition von Konstruktion und Fabrikation. Wie immer die Liste der Inputs in eine experimentelle Anordnung beschaffen sein mag, sie enthält vorher und nachher immer die *gleichen* Elemente – den gleichen Pasteur, das gleiche Ferment, die gleichen Kollegen oder die gleiche Theorie. Welche Rolle auch immer das Genie der Wissenschaftler\*innen spielen mag, stets spielen sie mit einem festen Satz von Legosteinen. Da ein Experiment jedoch nun einmal gleichzeitig fabriziert und nicht fabriziert ist, steckt *mehr* darin, als hineingegeben wurde. Die Erklärung eines gelungenen Experiments durch eine Liste feststehender Faktoren und Akteure wird daher stets ein *Defizit* aufweisen.

Dieses Defizit wird von den verschiedenen realistischen, konstruktivistischen, idealistischen, rationalistischen oder dialektischen Ansätzen jeweils unterschiedlich aufgefüllt. Jeder *macht* sich das Defizit auf seine Weise *zurecht*, indem er es auf das Konto seines Lieblingsfaktors schreibt: die Natur, dort draussen, makro- oder mikrosoziale Faktoren, das transzendente

---

<sup>45</sup> Scylla und Charybdis sind zwei Monster in der griechischen Mythologie (<https://de.wikipedia.org/wiki/Skylla> und <https://de.wikipedia.org/wiki/Charybdis> / Abfrage, 28. 12. 2015). Im übertragenen Sinne ist damit gemeint, dass jemand, der zwischen Scylla und Charybdis navigieren muss, sich in einer Zwickmühle befindet, aus der man nicht leicht herausfindet.

Subjekt, Theorien, Standpunkte, Paradigmen, kulturelle Einstellungen oder die Schaumschlägerei der Dialektik. Es scheint einen endlosen Vorrat an dicken Bankkonten zu geben, um die Liste zu vervollständigen und die Originalität eines gelungenen Experiments wegzü-erklären'. Bei solchen Lösungen wird die Neuheit nicht durch Veränderung in der Liste der ursprünglichen Akteure erklärt, sondern durch die Addition eines ausschlaggebenden, das Konto ausgleichenden Faktors. Jeder Input wird durch einen Output ausbalanciert. Nichts Neues hat sich ereignet. Entweder enthüllen Experimente einfach die Natur, oder kulturelle Einstellungen, gesellschaftliche Bedingungen, oder blinde Flecken der Theorie kommen im Verlauf eines Experiments zum Vorschein» (Latour 2002, S. 153).

Für Bruno Latour ist es selbstverständlich, dass ein wissenschaftliches Experiment niemals ein Nullsummenspiel sein kann, weil das «Konto», wie er es im obgenannten Zitat nennt, nach dem Experiment nicht das gleiche sein kann wie vor dem Experiment. Alles verändert sich durch das Experiment, denn auch die Dinge haben ihre Geschichten (vgl. Latour 2002, S. 153). Damit wird also das Experiment zu einem Ereignis, es gehört deshalb auch in die Historizität der Ereignisse und ist damit selbstverständlich der politischen Auseinandersetzung um die Kontrolle und die Deutungsgewalt über diese Historizität ausgesetzt.

Der Kampf um die Historizität ist eines der zentralen Momente im Ringen um Hegemonie und damit um Herrschaft. «Der Staat verbindet ein Historizitätsfeld (historisches Handlungssystem und Klassenverhältnisse) mit einem Institutionensystem und einer sozialen Organisation innerhalb einer konkreten Kollektivität. Seine Macht gründet gleichermaßen auf seiner institutionellen Legitimität wie auf Gewalt. Er gestaltet die Beziehungen zu anderen Staaten» (Touraine 1976, S. 55). Das hat Folgen für den Diskurs um das Wissen und damit auch für die eigene Orientierung als Forscher\*in, denn es kann keinen Orientierungsrahmen innerhalb der Wissenschaft, der Kultur, der Gesellschaft geben, der nicht in dieser verankert wäre.

Geht es allerdings darum *Neues* zu schaffen, indem man es *entdeckt*, dann stellt sich die Frage nach der Art und Weise der Unterscheidung, dem *legein/teukein* von Cornelius Castoriadis ,



das eben schon in die institutionelle Ordnung eingelassen ist. Oder um es mit den Worten von Alain Touraine zu sagen: «Die kulturellen Orientierungen werden nicht durch Differenzierung zu Normen; zwischen die Orientierungen und die Normen schieben sich die Klassenverhältnisse, dergestalt, dass die Normen die Herrschaft einer Klasse, deren institutionelle Hegemonie oder organisatorische Macht und zugleich die Orientierungen des historischen Handlungssystems zum Ausdruck bringen. Von Werten zu sprechen heißt, die Ideologie der herrschenden Klasse zu übernehmen, die ihre Existenz und ihre Interessen in eins setzt mit der Historizität und so mit der Gesamtgesellschaft» (Touraine 1976, S. 66). Hiermit wird genau eine jener Klippen bezeichnet, die es im Kontext einer sich partizipativ verstehenden Forschung rund um Behinderungssituationen sorgfältig zu umschiffen gilt.

### **Wie (leicht) kann Sprache sein?**

Sprache lässt sich verstehen als jene Gesamtheit von in sich komplexen Systemen, mit deren Hilfe Menschen sich verständigen. Georges Bataille fragt am Ende seines Buches »L'Érotisme«, welches etwas unglücklich den deutschen Titel »Der heilige Eros« trägt, was wir denn ohne unsere Sprache wären. Es sei die Sprache, die uns zu dem gemacht hätte, was wir seien (Bataille 1982, S. 271). »Die Sprache ist uns nicht unabhängig von Verbot und Übertretung gegeben. Deshalb muss die Philosophie, wenn sie, soweit möglich, mit der Gesamtheit der Probleme fertig werden will, diese wiederaufnehmen und von einer historische Analyse des Verbots und seiner Übertretung ausgehen« (Bataille 1982, S. 271). Sprache ist so gesehen die grundlegende menschliche Institution. Sie stellt jenes Medium dar, durch welches wir denken können, sie ist jenes Medium, mit dessen Hilfe wir uns mitteilen und uns mit anderen Menschen (und manchmal auch Tieren) austauschen. Da der Prozess des Unterscheidens und des Zuordnens am Anfang jedes Denkprozesses steht, enthält die Sprache »selbstredend« auch sämtliche Gebote und Verbote einer Kultur. Jeder Begriff, jede Bezeichnung enthält deshalb eine historische Erfahrung. Von dieser Geschichte wissen wir sehr oft nichts oder gar nichts mehr.

Um nur ein Beispiel zu machen, wer erinnert sich noch daran, dass »Frau« und »Herr« die beiden Bezeichnungen für Angehörige des

Adels gewesen sind, während »Weib« und »Mann« Geschlechtsbezeichnungen dargestellt haben. Das Wort »Weib« hat sich im aktiven Wortschatz nur noch als Adjektiv erhalten. In seiner Substantivform ist es zu einem Schimpfwort geworden. Wie alle unsere Begriffe eine Geschichte haben, und wie viele dieser Geschichten in der kulturellen Latenz ruhen, wird mit diesem Beispiel dargelegt. Im Vergessen der Ursprünge liegt eine der Quellen von Herrschaft. Wer nur nach vorne schaut, weiss bald nicht mehr, wo seine Herkunft gelegen hat. Solche Ort- und Zeitlosigkeit fördert nicht nur Abhängigkeit, sondern mit ihr einhergehend auch die Orientierungslosigkeit. Ohne ein minimales Geschichtsbewusstsein kann keine Orientierung aufgebaut werden.

»Gehen wir von dem menschlichen Leben aus, das jeder von uns lebt, und der Bedeutung des Wortes für dieses Leben, dann sind drei Seinsweisen der Sprache unterscheidbar. Nennen wir sie präsenter Bestand, potentialer Besitz und aktuelles Begebnis« (Buber 1962b, S. 7). Mit diesem Satz hatte Martin Buber seine Rede »Das Wort, das gesprochen wird«, die er im Juli 1960 an einer Tagung der Bayerischen Akademie der Schönen Künste gehalten hatte, begonnen.

Martin Buber (1878 – 1965) war ein österreichisch-israelischer jüdischer Religionsphilosoph. Berühmtheit erlangte er durch seine Schrift »Ich und Du«, die er zum ersten Mal 1923 veröffentlichte und in welcher er die Grundprinzipien seiner dialogischen Philosophie niederlegte (vgl. Buber 1961a). Berühmter wurde er aber durch seine Übertragung der hebräischen Bibel ins Deutsche. Dieses Projekt, das er gemeinsam mit Franz Rosenzweig (1886 – 1929) in den zwanziger Jahren des 20. Jahrhunderts begonnen hatte und nach dem Tod seines Freundes schliesslich allein beenden musste, zeugt von einer bestimmten deutschsprachigen Kultur, die der Nationalsozialismus vollständig zerstört hat (vgl. Buber and Rosenzweig 1992).

Die Trauer darüber muss unermesslich sein, findet aber in der deutschsprachigen Kultur bis heute nicht statt. Man hätte sich zu fragen, was hier nicht Gegenstand der Untersuchung ist, inwiefern

die schnelle Übernahme von Anglizismen nicht mit dieser verdrängten Trauer zusammenhängt.<sup>46</sup>

Martin Buber verstand in seiner Rede unter dem Begriff des *präsenten Bestands* das Gesamte, was in einem bestimmten Sprachbereich zu einem bestimmten Zeitabschnitt sagbar ist, wenn es auf das Sagenkönnen des zu Sagenden betrachtet wird (vgl. Buber 1962b, S. 7). Er bestimmte das jeweilige Miteinander aller Sprecher dieses Sprachbereichs als Ort des Bestands. Dies ist in einem intensiven Sinne gemeint. »Das Sehen des Bestandsortes würde aber völlig verfehlt, wenn man den Bestand als ein ausserhalb dieser Menschen Vorfindliches betrachten wollte. Jeder Versuch, den präsenten Bestand einer Sprache als einen von ihren jeweiligen Sprechern abgelösten Zusammenhang zulänglich zu erfassen und zu erstellen, muss in die Irre führen« (Buber 1962b, S. 8). Der potentielle Besitz meint alles das, was in einer Sprache zu einem bestimmten Zeitpunkt überhaupt als etwas von Menschen Geäussertes noch gesehen werden kann (vgl. Buber 1962b, S. 8). »Die dritte Seinsweise der Sprache ist sie, die Gesprochenheit, viel mehr das Gesprochenwerden, das Wort, das gesprochen wird. Jene beiden, Bestand und Besitz, setzen ein geschichtlich Erworbenes voraus; hier aber ist nichts andres vorauszusetzen als der verwirklichungsfähige Wille von Menschen zur Kommunikation« (Buber 1962b, S. 9).

Sich verständigen, der Begriff birgt in sich bereits das Wort Verstand und ist rückbezüglich, steht im Zentrum dessen, was wir Kommunikation nennen. Das lateinische *communicare*, von welchem das Wort Kommunikation stammt, meint in seiner ersten Wortbedeutung *teilen*, dann *etwas miteinander teilen* und schliesslich *etwas mitteilen*.

Wenn Menschen etwas teilen, dann hat das Wort zwei Bedeutungen. Teilen kann meinen, dass man etwas zerteilt oder unterteilt, einen Kuchen etwa in gleich grosse oder verschieden grosse Stücke. Teilen kann auch meinen, dass man gemeinsam

---

<sup>46</sup> Einer der wenigen, die sich dieser Arbeit gestellt haben, ist der Dresdener Romanist Viktor Klemperer – in seiner »lingua terti imperii«. In diesem Buch, das wir im Gymnasium Winterthur bei Dr. Anton Weilenmann im Deutschunterricht 1969 gelesen hatten, bin ich dem Problem ein Jahr vor meiner Matura begegnet. Es hat mich seitdem nicht mehr losgelassen, vgl. Klemperer 1969.

etwas macht, zusammen etwas erlebt oder zusammen auch etwas fühlt, etwa beim Essen des geteilten Kuchens.

Man kann zusammen etwas machen, beispielsweise ein Buch schreiben über Menschen, die in der Kreativwerkstatt tätig sind. Man kann zusammen etwas erleben, beispielsweise dann, wenn wir uns an den Forschungssitzungen treffen und miteinander diskutieren, oder man kann zusammen traurig oder fröhlich sein. Wenn man etwas miteinander teilt, dann unterhält man zusammen eine Beziehung, etwa dann, wenn man zusammen forscht.

»Ich meine, die Wichtigkeit des gesprochenen Wortes gründet in der Tatsache, dass es nicht bei seinem Sprecher bleiben will. Es greift nach einem Hörer aus, es ergreift ihn, ja es macht diesen selber zu einem, wenn auch vielleicht nur lautlosen Sprecher. Das darf aber nicht so verstanden werden, als ob das Begebnis der Sprache seinen Ort einfach in der Summierung beider Gesprächspartner oder in der Terminologie Jakob Grimms, beider 'Redegesellen' hätte; als ob der Vorgang des Gesprächs durch die psychophysische Erfassung zweier individueller Einheiten in einem gegebenen Zeitablauf zulänglich zu erfassen wäre. Das Wort, das gesprochen wird, begibt sich vielmehr in der schwingenden Sphäre zwischen den Personen, der Sphäre, die ich das Zwischen nenne und die wir niemals in den beiden Teilnehmern aufgehen lassen können« (Buber 1962b, S. 11). Was Martin Buber hier andeutet, verweist darauf, dass jede Kommunikation immer nur auf einem jeweiligen Hintergrund erfolgen kann. Dieser Hintergrund mag den die Sprache performierenden Menschen vielleicht sogar unbewusst sein, als sprachlicher Hintergrund enthält er eine grosse Menge von Informationen über den jeweiligen kulturellen Kontext in welchem gerade gesprochen wird, und über welchen vielleicht sogar kommuniziert wird. Wer spricht, dessen Rede enthält mehr, als dieser Mensch sagt. Dies gilt deshalb, weil das Gesagte auf dem Hintergrund dessen, was die hörende Person ausmacht, gehört wird. So entsteht im Sprechen jenes Netzwerk von Bedeutungen, dass in jeder Interaktion entschlüsselt werden muss, damit Verständigung möglich wird. Es ist naheliegend, anzunehmen, dass in einer geschichteten und hierarchisierten Kultur das, was im herrschenden Diskurs ausgedrückt werden kann, oft besser

gehört werden kann als Äusserungen, die dem herrschenden Diskurs nicht entsprechen oder widersprechen.

Das Miteinandersprechen, das Gespräch, schafft stets eine offene Situation. Martin Buber stellte hierzu fest: »Jeder Versuch, den Monolog als vollgültiges Gespräch zu verstehen, weswegen nicht auszumachen wäre, ob er oder der Dialog das ursprüngliche sei, muss daran scheitern, dass ihm die ontologische Grundvoraussetzung des Gesprächs fehlt, die Anderheit, konkreter: das Moment der Überraschung. Die menschliche Person ist sich selbst nicht in dem Sinne unvorhersehbar wie irgend einer ihrer Partner: darum kann sie sich selbst kein echter Partner, kann sie kein realer Frager und kein realer Antworter sein; sie "weiss ja irgendwo schon" immer die Antwort zu der Frage, und zwar nicht in dem "Unbewussten" der modernen Psychologie, sondern in einem der Bezirke des bewussten Daseins, in einem Bezirk, der, obzwar im Augenblick der Frage um gegenwärtig, eben im nächsten schon aufblitzend gegenwärtig werden kann« (Buber 1962b, S. 14). Es ist die Mehrdeutigkeit der Worte, welche die lebendige Sprache ausmacht. Jeder Versuch, dieser Mehrdeutigkeit eine Richtung zu geben, sie einzuschränken, macht Sprache zu einem Herrschaftsinstrument an dessen Endpunkt der Versuch steht, Menschen in Trivialmaschinen zu verwandeln. Da Menschen keine Trivialmaschinen sind, sind solche Versuche stets als asymmetrische Kommunikationen zu verstehen, was zur Folge hat, dass die einen darin mehr zu sagen haben und mehr bedeuten als die anderen.

Eine solche Ausgangslage ist für die partizipative Forschung ungünstig. Wenn man etwas miteinander teilt, dann unterhält man zusammen eine Beziehung, etwa indem man zusammen forscht. Das Teilen von etwas schliesst nicht aus, dass wir Menschen verschieden sind und dass wir niemals auf die gleiche Art und Weise an einer Situation, die wir selbst ausmachen, teilhaben, weil wir uns unterscheiden. Diese Formulierung macht jedoch auch auf eine hinter ihr liegende Problematik aufmerksam, sie verweist auf die Gründe, jemanden aufgrund dessen, was ihn oder sie von anderen Menschen unterscheidet, am Mitmachen, am Teilhaben von etwas, auszuschliessen. Würden solche Gründe vorliegen, so stellte sich die Frage, wer die Macht hätte, über einen solchen Ausschluss zu entscheiden. Unter demokratischen Verhältnissen

sind dies grundsätzlich alle lebenden Menschen, insofern es sich um das handelt, was die Kultur als öffentlich versteht. Behinderung ist durch die sozialstaatlichen Dispositive verstaatlicht und reguliert worden. Der Staat garantiert zwar die Unterstützung,<sup>47</sup> aber die Mitspracherechte aller Beteiligten sind im Rahmen der staatlich festgelegten Prozeduren kaum vorhanden. Im Rahmen einer schmutzigen Kampagne wurden in einer Reihe von Kampagnen Menschen mit Behinderungen als soziale Schmarotzer\*innen dargestellt. In den Referendumsabstimmungen zur Revision der Invalidengesetzgebung wurden die neoliberalen Konzeptionen von *Workfare*, die in der Schweiz mit Barrierenerhöhungen für den Zugang zu Renten und Verschlechterungen der Rentenleistung einhergegangen sind, durchgesetzt.<sup>48</sup>

Den Blick auf die Organisation in Basel gerichtet, ist es offensichtlich, dass die Menschen, die sich an dieser Forschungsarbeit beteiligen, sich in vielerlei Hinsicht voneinander unterscheiden. Die einen Menschen sind Mitarbeitende mit Rente (MmR) der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, die anderen Menschen sind Angestellte und/oder Studierende der Universität Zürich und leisten diese Forschungsarbeit, um von dem dadurch erzielten Lohn ihren Lebensunterhalt, zumindest einen Teil davon, bestreiten zu können. Innerhalb der Forschungsgruppe wurde diese institutionelle Differenz immer wieder diskutiert und analysiert. Diese Diskussionen hatten innerhalb der Gruppe zu einem Nachdenken über Sprache und Kommunikation geführt. Dieses Nachdenken zeigte das Ergebnis, dass es nicht selbstverständlich ist, dass wir uns gegenseitig verstehen.

So waren verschiedene Gruppenmitglieder, die jemanden vielleicht besser kannten als jemanden anderen, daran beteiligt, das, von dem sie meinten, dass es jemand gemeint hätte, in eine gemeinsame und von allen geteilte Sprache zu übersetzen. Was hier kompliziert klingen mag, erschien uns allen in der Forschungsgruppe manchmal auch kompliziert. Dieser gemeinsame Prozess des gegenseitigen Austauschs und des

---

<sup>47</sup> Über ihre konkrete Ausgestaltung, die meiner Meinung nach dürftig ist, geht es hier nicht.

<sup>48</sup> Der Soziologie Kurt Wyss hat diesen Prozess in einem interessanten Buch dokumentiert und analysiert, vgl. Wyss 2007.

Herstellens von Verständigung hatte unser Verständnis voneinander entscheidend verändert.

Ob einem die Sprache und das Sprechen schwer- oder leichtfällt, hängt von vielen Dingen und Einflüssen ab. Beim Sprechen muss man zuerst die Sprache der Menschen selbst sprechen und verstehen können, um sich mit ihnen zu unterhalten. Man muss aber auch, wenn man die Lautsprache verwendet, deutlich und gut betont sprechen. Wenn die Gebärdensprache gebraucht wird, müssen die Gebärden deutlich sein. Andernfalls kann es den Partner\*innen der Kommunikation schwerfallen, sich gegenseitig zu verständigen. In diesem Fall verstehen die Menschen einander nicht.

Während unserer Forschungsarbeiten in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals<sup>49</sup> haben wir viel voneinander gelernt. Wir haben verstanden, wie verschieden wir alle sind und wir haben zusammen die Erfahrung gemacht, dass wir gemeinsam arbeiten können. Wir haben voneinander gelernt, dass wir uns mit der Zeit besser verstehen können. Wir haben aber auch gelernt, dass wir uns nicht immer verstehen, oder dass wir uns manchmal nur zum Teil verstehen. Aber wir haben gelernt, miteinander Gefühle zu teilen. Wir haben uns zusammen gefreut, geärgert. Manchmal waren wir auch betroffen oder traurig. Viele von uns haben in dieser Zeit Schönes und Trauriges erlebt. Liebe Menschen sind gestorben, Menschen sind geboren worden.

Wir haben miteinander gelernt, wie wir es machen müssen, um unser Ziel gemeinsam zu erreichen. Unser Ziel ist es, ein Buch darüber zu schreiben, wie verschieden die Menschen sind, die in der Kreativwerkstatt arbeiten und ihre Tätigkeiten zu dokumentieren.

Ihrem 1997 in englischer Sprache und 2006 in deutscher Sprache erschienenen Buch *Hass spricht. Zur Politik des Performativen* denkt Butler darüber nach, ob und wie Sprache verletzen könne (vgl. Butler 2006 (1997)). »Eine der ersten formelsprachlichen Verletzung, die man kennen lernt, ist die Erfahrung, bei einem Schimpfnamen gerufen zu werden. Aber nicht jede Namensgebung ist verletzend. Einen Namen zu erhalten gehört

---

<sup>49</sup> Die Forschungsarbeiten begannen im Oktober 2013 und dauerten bis zum Januar 2017, vgl. Verfügung des Eidgenössischen Departements des Inneren zum Projekt Nr. 14.I.010 vom 2. Oktober 2014.

auch zu den Bedingungen, durch die das Subjekt sich sprachlich konstituiert« (Butler 2006 (1997), S. 10). Dieses Zitat wird von einer Fussnote kommentiert, in welcher die Übersetzerinnen erklären, dass der im englischen verwendete Ausdruck »to be called a name« bedeutet »einen Namen bzw. einen Schimpf Namen erhalten«. Es geht um einen Zuweisungsprozess. Unwillkürlich denke ich an den Schöpfungsmythos der Bibel, wo Gott die Tiere schafft und sie bei ihren Namen ruft.

Herrschaft bestand schon immer im Vermögen, Situationen, Dinge, Sachverhalte zu benennen und die Benennungen dann auch in einer gesellschaftlichen Praxis durchzusetzen. Herrschaft spricht und die Beherrschten werden »besprochen«. Diese Bezeichnungsprozesse sind meist latent und tief in das Unbewusste des Sprechens eingelassen. Als Bestandteil der Sprache strukturieren sie die jeweils operativen Denkstile. Hierbei wird erneut deutlich, dass es keine Unterscheidung ohne eine Zuordnung geben kann (vgl. dazu Castoriadis 1984). Wenn gesprochen wird, wenn jemand spricht, werden nicht nur Differenzen festgestellt, sondern auch Zuordnungen vorgenommen. Sprache ist jene kulturelle Institution, die uns Wirklichkeit nicht nur wahrnehmen lässt, sondern über die wir Wirklichkeit auch konstruieren. In diesem Sinne ist jede Konstruktion performativ. Man kann sich Wirklichkeit jenseits des Performativen kaum vorstellen, und in der deutschen Sprache enthält das Substantiv Wirklichkeit ja auch das Verb »wirken«. Das Verbum »wirken« verweist gleichzeitig auf die von Norbert Elias immer wieder betonten Verflechtungszusammenhänge, die Menschen ausmachen (vgl. dazu Elias 2004 (1986)). Es mag eine Ironie der Wirklichkeit sein, dass ein grosser Teil der Tätigkeiten, die MmR in der Kreativwerkstatt ausüben textiler Natur ist (Weben, Stricken, Sticken, Filzen)

Die Neugier der Forschungsgruppe in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals hatte sich auf viele Menschen und Dinge ausgedehnt. Die Mitglieder der Forschungsgruppe hatten sich mit den Menschen der Kreativwerkstatt, mit den Dingen, die diese Menschen herstellten und mit den Orten, wo sie diese Dinge herstellen, auseinandergesetzt.

Auseinandersetzen ist ein weiteres Wort mit zwei Bedeutungen.



Auseinandersetzen ist eine besondere Form des Zusammensitzens. Man sitzt sich gegenüber, sitzt auseinander und beschäftigt sich mit etwas, setzt sich damit auseinander. Wenn jemand aus der Forschungsgruppe mit jemandem aus der Kreativwerkstatt ein Gespräch über sein Leben führt, dann setzt er oder sie sich mit diesem Menschen auseinander. Wenn jemand Bilder von Tätigkeiten machte, oder wenn jemand mit den Menschen, die eine bestimmte Tätigkeit, wie Stricken, Nähen, Weben, Malen, Linolschnitte- und Drucke anfertigten oder noch etwas Anderes taten, über diese Beschäftigungen sprach, so setzen sich diese Forscher\*innen sich mit den Menschen und ihren Gegenständen auseinander.

Etwas vom Wichtigsten, das ich persönlich im Laufe dieser langen Forschungszeit gelernt habe, ist, dass wir immer dann, wenn wir in unseren Beziehungen zueinander in einer guten und ausgewogenen Stimmung gewesen waren, gut hatten forschen können. Immer, wenn es uns allen in der Forschungsgruppe gut ergangen war, hatten wir gute und kreative Ideen gehabt.

Auch wenn unsere Sitzungen manchmal nervös und hektisch gewesen waren, hatten wir es immer geschafft, für alle auftauchenden Fragen und Schwierigkeiten Lösungen zu finden. Einigen Menschen aber wurde es in der Gruppe zu langweilig, sie hatten aufgehört an den Gruppensitzungen teilzunehmen, andere waren seit der ersten Sitzung dabei gewesen. Manchmal hatten sie sich mehr beteiligt, dann wieder weniger, dann wieder mehr. Auf diese Weise hatten wir gelernt, dass wir miteinander eine Beziehung aufbauen mussten, um zusammen forschen zu können.

Es bedeutete aber auch, dass mit jenem Versuch, «leichte Sprache» als eine besondere Form, sich in Deutsch auszudrücken, mit Vorsicht umzugehen war. Was uns hier als »*leichte Sprache*« entgegentrat, war ein Versuch von sogenannten «*normal Begabten*», sich Menschen mit sogenannten «*kognitiven Einschränkungen*» in einer Art und Weise mitzuteilen, von der sie annahmen, deren Anliegen besser geeignet zu sein als ihre gewöhnlich verwendete Alltagssprache. Dieser Diskurs hatte einen stark kolonisierenden Einschlag. Er versuchte eine Konstellation dergestalt, dass »wir« mit »ihnen« kommunizieren konnten. Darum ging es aber nicht.

Es ging darum, dass »wir zusammen kommunizieren«. Tatsächlich war es anspruchsvoll, brauchte Zeit und weil in der *Ökonomie der Zeit* Zeit immer auch Geld ist, ist es teuer Zeit zu haben. Aber nur wer Zeit hat, hat Zeit mit anderen zu sein. Auf diese Art lässt sich aber auch gerade abschätzen, was »sie« »uns« wert sind. Eine sich auf radikale Aufklärung beziehende Forschung muss am Gemeinsamen arbeiten. Gemeinsam müssen wir lernen, wie solche Ausschlussbewegungen zustande kommen, wie sie sich in den rassistischen Denkstilen des europäischen Denkens in der in Europa entwickelten Wissenschaft entwickelt und festgesetzt haben.

Die Analyse betrifft viele Schichten der Kultur, die von Deleuze und Guattari beschworenen *milles plateaus* (Deleuze and Guattari 1992) erscheinen mir oft wie ein *milles feuilles*, ein *Blätterteig*, in welchem sich die Schichten, aus denen er sich aufbaut, nicht so leicht auseinanderhalten lassen. Diese Arbeit am Gemeinsamen ist schwierig, weil sie uns zwingt als Wissenschaftler\*innen unsere eigene Identität zu dekonstruieren. In diesem Prozess der Auflösung eines identitären Denkens und Fühlens, fangen wir an, zu entdecken, wie viel aus unserer psychischen Abwehr, der wir unsere psychische Stabilität verdanken, in der Identität als »Wissenschaftler\*in«, in den Elternrollen, in den Funktionen, die wir an den Orten unserer Lohnarbeit übernehmen usw. steckt.

In diesem Sinne braucht ein Ansatz der Wissenschaft, der sich partizipatorisch nennt, eine kritische Auseinandersetzung mit dem Institutionellen. Es sei an eine Arbeit von René Lourau erinnert, die im deutschsprachigen Raum nicht rezipiert wird, da sie auf Französisch erschienen ist, »L'analyse institutionelle« (Lourau 1970).<sup>50</sup> Diese Forschungsmethode macht den Forschungsprozess komplex und für die Beteiligten oft auch persönlich anstrengend. Sie liefert zudem häufig keine raschen und keine klaren Ergebnisse, weil das Material, das sie hervorbringt, zwar wie jedes andere wissenschaftliche Material auch, situativ hervorgebracht wird, diese Situativität aber Teil des analytischen Geschehens der Forschung bleibt und mitreflektiert wird. Diese Prozesse sprachlich so auszudrücken, dass die am

---

<sup>50</sup> Auf die mangelnde Rezeption der »analyse institutionelle« im deutschen Sprachraum bin ich in meiner Publikation »Lernen ist Veränderung« eingegangen, vgl. dazu Graf 2011.

Forschungsprozess Beteiligten sie mitdenken können, ist keine einfache Aufgabe. Im Rahmen unserer Forschungsarbeit hatten solche Diskussionen in den Forschungssitzungen am Montagmorgen immer wieder einen grossen Raum eingenommen. Die leichte Sprache als Teil eines Herrschaftssystems existiert auch in der Wissenschaft, dort zeigt sie sich im Umgang sogenannter *Wissenschaftler\*innen* mit sogenannten *Lai\*innen*.<sup>51</sup> Mit Lai\*innen sind im allgemeinen Sprachgebrauch Menschen gemeint, welche über keine speziellen Fachkenntnisse auf einem wissenschaftlichen Gebiet verfügen. Im Kirchenlatein wird als *laicus* ein gläubiger Mensch verstanden, der kein kirchliches Amt ausübt. Lai\*innen haben Anteil am jeweiligen Denkstil; sie glauben an ihn, aber sie haben nicht die Möglichkeit, ihn zu bestimmen. Dies ist den »Eingeweihten«, dem esoterischen Kreis vorbehalten. *Kleriker* heissen die Amtsträger der katholischen Kirche.<sup>52</sup> Die heutige Wissenschaft hat viele ihrer Bezeichnungen aus Religion und Kirche übernommen.<sup>53</sup> Dazu gehört auch die Unterscheidung zwischen den sogenannten *Fachleuten* – diejenigen, die in die Wissenschaft eingeweiht sind – und den sogenannten *Laien*. Diese Unterscheidung zeigt sich auch dort, wo auf der Ebene der wissenschaftlichen Publikationen, zwischen sogenannten *Fachpublikationen* und sogenannten *populärwissenschaftlichen* Darstellungen unterschieden wird. Diese Form der Unterscheidung zeigt sich aber auch in der Art und Weise, mit welcher in der Wissenschaft die Sprache verwendet wird. Es gibt so etwas wie eine wissenschaftliche Fachsprache, in welcher sich die sogenannten Fachpersonen und Expert\*innen verständigen, und eine vereinfachte Sprache für die sogenannten Lai\*innen. Auf diese Weise entsteht ein Gewebe von Diskursen, über die auf

---

<sup>51</sup> <https://de.wikipedia.org/wiki/Laie> /Abfrage 29.12. 2015.

<sup>52</sup> [https://de.wikipedia.org/wiki/Laie\\_%28Religion%29](https://de.wikipedia.org/wiki/Laie_%28Religion%29) / Abfrage 29. Dezember 2015.

<sup>53</sup> Persönlich bin ich der Ansicht, dass sich diese Übernahme nicht allein aus der Entstehungsgeschichte der Wissenschaft heraus erklären lässt. Vielmehr sehe ich darin auch den Ausdruck der ins Latente verschobenen Irrationalität des wissenschaftlichen Denkens. Dieses hat sich in seiner jeweiligen Disziplinarität weniger um die historische Rekonstruktion des eigenen Denkens im Sinne eines historischen Materialismus gekümmert, sondern diese Arbeit in gut tayloristischer Arbeitsteilung an die Wissenschaftsgeschichte ausgelagert, genauso, wie sie die ethischen Fragen an ihre Ethikkommissionen auslagern. Arbeitsteilung ist gut, selber denken ist besser, um an eine berühmte, Lenin zugeschriebene Sentenz zu erinnern.

vielfältige Weise das von der wissenschaftlichen Esoterik bestimmte Wissen in die Kultur diffundiert.<sup>54</sup>

Ludwik Fleck hatte in seiner Monographie »Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache« auf diese der institutionalisierten Religion entnommene Unterscheidung zwischen esoterisch und exoterisch hingewiesen (vgl. Fleck 1980 (1935), S. 146 ff.). Ludwik Fleck verwies darauf, dass die spezialisierten Denkkollektive der abendländischen Wissenschaft viele gemeinsame Züge aufweisen würden. »Der schöpferisch an einem Problem arbeitende und gründlichst unterrichtete Forscher (z.B. ein Radium-Forscher) bildet als der 'spezielle Fachmann' den Mittelpunkt des esoterischen Kreises dieses Problems. Zu diesem Kreis gehören noch die an verwandten Problemen arbeitenden Forscher als 'allgemeine Fachmänner', z.B. alle Physiker. Im exoterischen Kreis befinden sich die mehr oder weniger 'gebildeten Dilettanten'. Die Auswirkungen der allgemeinen Struktur der Denkkollektive besteht also für die Wissenschaft zunächst im Gegensatze des *fachmännischen* und *populären* Wissens. Die Reichhaltigkeit dieses Gebietes bringt es aber mit sich, dass auch innerhalb des fachmännischen esoterischen Kreises im Bezirk der speziellen Fachleute von dem der allgemeinen abzugrenzen ist: wir wollen von der *Zeitschrift*- und von der *Handbuchwissenschaft* sprechen, aus denen sich die fachmännische Wissenschaft zusammensetzt. Da die Einweihung in die Wissenschaft nach besonderen pädagogischen Methoden geschieht, haben wir noch die *Lehrbuchwissenschaft* als vierte denksoziale Form zu nennen, die hier aber weniger wichtig ist« (Fleck 1980 (1935), S. 148).

Die von Ludwig Fleck vorgenommene Unterscheidung zeigt Ähnlichkeiten zur Unterscheidung von »leichter Sprache« und jener Sprache, bei welcher dieses Attribut nicht so geschrieben wird. Die populäre Wissenschaft und ihre Erkenntnisse stehen heute im Zeitalter des Internets allen Menschen, die Zugang zu einem Internetanschluss haben, zur Verfügung. Internet-Enzyklopädien wie etwa *Wikipedia* stellen ebenso wie die

---

<sup>54</sup> Wir haben auf die Problematik dieses hegemonialen Diskurses hingewiesen, der stark eurozentrisch und androzentrisch geprägt ist. Ein Umstand, der Forschenden dann als Problem ihrer Forschung auffällt, wenn sie diese Kontexte verlassen, vgl. Biermann et al. 2014.

Internetplattform *YouTube* zu fast allen Domänen menschlichen Wissens und menschlichen Kultur Inhalte zur Verfügung. Nicht alle dieser weltweit zugänglichen Inhalte sind selbstverständlich von gleicher Qualität, es kommt vielmehr darauf an, die Qualität der gefundenen Inhalte entsprechend kontextuell und situativ zu beziehen. Gestiegen ist auch der Zugang zu esoterischem, wissenschaftlichen Wissen, es steht heute weltweit und auf Tastendruck über das Internet beinahe jedem zur Verfügung. In diesem Sinne verlagert sich die Bedeutung der beiden Pole esoterisch/exoterisch im Diskurs. Eine unmittelbare Folge davon ist, dass als gültiges Wissen anerkanntes Wissen seine Anerkennung noch beschränkt über die Positionen Ihrer Träger\*innen in einer Hierarchie rechtfertigen kann. Gesellschaftlich gesehen hat diese Entwicklung auf die Kultur eine ambivalente Auswirkung. Einerseits stehen sehr viele Wissensbestände sehr vielen Menschen nun direkt zur Verfügung, andererseits löst sich die Autoritativität des wissenschaftlichen Wissens auf. Wissenschaft verliert in diesem Zusammenhang ein Stück weit ihre orientierende Funktion, die sie im Laufe des 19. Jahrhunderts von der Religion übernommen hatte. Mit der Konsequenz, dass es für viele Menschen zunehmend schwierig wird, sich verlässlich zu orientieren.

Mit der Aufgabe der Vermittlung von wissenschaftlichem Wissen ist ein Problem der radikalen Aufklärung aufgetaucht, dem sich die Wissenschaft bislang noch nicht wirklich gestellt hat.

Im Rahmen der Forschungserfahrung, über die hier berichtet wird, hatten wir selbst viele Beobachtungen machen können, welche diesen differenziellen Sprachgebrauch gezeigt haben, sei es in unserem eigenen Verhalten, sei es im Verhalten der Forscher\*innen mit Rente. Es hat sich eine Bewegung des Geistes gezeigt, die – stets an den Möglichkeiten der eigenen Imagination ansetzt – diesen Möglichkeiten selbst aber auch wieder Grenzen setzt.

In diesem Zusammenhang ist auf eine Denkdifferenzierung hinzuweisen, die der französische Soziologe Henri Lefebvre in seinem Buch *Kritik des Alltagslebens* vorgeschlagen hat (vgl. Lefebvre 1977). Neben den Begriffen der *Induktion* und der *Deduktion* führte Lefebvre das Konzept der *Transduktion* in die soziologische Diskussion ein. »Die klassischen Operationen der

Beweisführung können uns nicht mehr genügen. Die Induktion schritt von der Tatsache zum Gesetz voran, vom Besonderen zum Allgemeinen, vom Zufälligen zum Notwendigen. Die Deduktion schloss vom Allgemeinen auf das Einzelne, von der Behauptung auf das Implikat, vom Notwendigen auf das Notwendige. Wir erweitern diese strengen Operationen um die Transduktion, die ausgehend von Informationen ein virtuelles Objekt konstruiert und ausgehend von gegebenen Daten zur Lösung vordringt. Man kann auch sagen: Die Transduktion schreitet vom Wirklichen (Gegebenen) zum Möglichen voran« (Lefebvre 1977, Bd. 2, S. 131).

Es geht darum, dem wissenschaftlichen Denken eine zusätzliche Dimension zur Verfügung zu stellen, eben jene, die es vom Gegebenen (Wirklichen) zum Möglichen voranschreiten lässt. Das bedeutet nichts Anderes, als dass wir ausgehend von dem uns Gegebenen mithilfe unserer Vorstellungskraft uns ein Mögliches imaginieren. Dieses Mögliche ist nur begrenzt durch die Grenzen unserer eigenen Vorstellungskraft.

Vernunft, Fantasie und Wahnsinn sind wie Seelenverwandte. Die Produkte ihres Wirkens lassen sich nicht immer einfach unterscheiden. Um diese Art der Unterscheidung vornehmen zu können, orientieren wir uns an den uns zur Verfügung stehenden Denkstilen.

An diesem Punkt des Erkenntnisprozesses spielen die institutionellen Verflechtungen, die mit bestimmten Sprachgebräuchen verknüpft sind, eine wichtige Rolle. Im Rahmen des Forschungsprojektes hatten wir uns für einen gemeinsamen Sprachgebrauch entschieden. Dieser Sprachgebrauch war stets in der gesamten Forschungsgruppe verwendet und entwickelt worden. Die Forscher\*innen der Universität hatten immer auch ihre Vorträge und Präsentationen, die vom Projekt handelten, der gesamten Forschungsgruppe vorgestellt, ebenso wurde die Verfügung des EBGB in der Forschungsgruppe präsentiert und diskutiert. Wir waren dabei von einer Überlegung ausgegangen, die darin bestand, dass Sich-Verständigen nicht zwingend bedeutete, dass alle alles und alle alles gleich verstanden hätten. Wenn dem so gewesen wäre, hätte es keine wissenschaftlichen Diskurse über die Lektüren zum Beispiel von Platon oder Kant gegeben.

Wir waren ebenso davon ausgegangen, dass Verständigungsprozesse nicht nur kognitive Prozesse sind, sondern ebenso emotionale. Zugehörigkeit, jenes Gefühl einer Gruppe zuzugehören, ist für den Prozess des gegenseitigen Verstehens von grösster Bedeutung. Das heisst, dass innerhalb der Gruppe jedes Gruppenmitglied stets alle alles fragen konnte und alle sich bemühten, die gestellten Fragen, so gut sie es eben konnten, zu beantworten. Ebenso gehörte dazu, dass in der Gruppe nach der Antwort zurückgefragt wurde, was denn verstanden wurde. Auf diese Weise war es zumindest möglich, eine Diskussion über das gegenseitige Verstehen aufzubauen. Diese Art der Kommunikation ist in vielen Protokollen der Forschungssitzungen dokumentiert.

Damit ist allerdings die Frage nach der sogenannten „leichten Sprache“ in einer besonderen Art und Weise beantwortet. Wir hatten uns dafür entschieden, unter „leichter Sprache“ jenen Sprachgebrauch zu verstehen, den wir gemeinsam im Rahmen unserer Forschungserfahrungen entwickelt hatten.

Wir hatten im Forschungsprojekt diesbezüglich eine zusätzliche, interessante Beobachtung gemacht. Die Gruppe hatte sich in ihrer personellen Zusammensetzung im Januar 2016 nochmals verändert, als zwei weitere Personen hinzugekommen waren. Ihr Integrationsprozess in die Gruppe dauerte gut vier Monate. Dabei zeigte es sich, dass für die beiden neu dazugekommenen Frauen die Hauptschwierigkeit an den Forschungsarbeiten teilzunehmen darin bestand, im Rahmen der Gruppe ihre selbstverantwortete Forschungstätigkeit aufzunehmen. Sie suchten mehrere Wochen lang in der Gruppe nach jemandem, der ihnen einen Auftrag geben würde oder es ihnen erlauben würde, etwas zu tun. Erst mit der Zeit fingen sie an, zu verstehen, dass sie selbst in der Forschungsgruppe aktiv sein mussten, wenn sie forschen wollten. Interessant war, dass jene Frau, die auf Aufträge gewartet hatte, sagte, sie sei sich gewohnt, dass man ihr sage, was sie zu tun habe. Wenig später versuchte sie ihrerseits, Aufträge an andere Mitglieder der Forschungsgruppe zu erteilen, was ihr aber misslang, weil die Gruppenmitglieder ihre Aktivitäten alle selbst planten. Nach und nach fand sie sich jedoch zurecht und sie begann, ihre Aktivitäten im Rahmen der Buchproduktion aufzunehmen.

In dieser Zeit entstanden auch erste Ansätze zu einer Kooperation zwischen den verschiedenen Gruppenmitgliedern. So fingen die Forscher\*innen mit Rente an, sich gegenseitig bei ihren Aktivitäten zu unterstützen, indem sie einander bei der Arbeit am Laptop unterstützten. Jemand forderte jemanden anderen auf, einen Text zu schreiben, als diese Person von einer Aktivität erzählte, die ihrer Meinung nach ins Buch gehörte, was dann auch geschah.

Eine der wichtigen Erfahrungen aus dieser Forschungsarbeit besteht darin, dass ich für mich gelernt habe, dass Freiheit und Verantwortung erlernbar sind. Menschen, welche über eine lange Zeit ihres Lebens hinweg im Hinblick auf ihre Arbeit/Beschäftigung fremdbestimmt gewesen waren, hatten angefangen, sich selbst Aufgaben zu stellen, aus denen sie dann Projekte entwickelten, die sie verwirklichten.

Freiheit und Verantwortung sind in dem Ausmass erlernbar, als der durch die kommunikative Praxis entstehende soziale Raum Felder für die eigene Tätigkeit öffnet und diese ermöglicht. Die Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals mit ihrem grossen Gewicht auf künstlerische und kunsthandwerkliche Tätigkeiten hat eine Unternehmenskultur ausgebildet, die Erfahrungen mit Selbsttätigsein öffnen, zulassen und unterstützen. Dies hat die Voraussetzung für die Entwicklung unserer eigenen Verständigung innerhalb der Forschungsgruppe erleichtert.

Der Entscheid für die Form der Verständigung innerhalb der Forschungsgruppe hatte Folgen für die Kommunikation der Ergebnisse unserer Forschungsarbeit in die wissenschaftliche Gemeinschaft hinein. Die Forschungsgruppe »spricht« nicht in der »Sprache der Wissenschaft«; sie spricht so wie sie spricht. Die *scientific community* hat ihre eigenen Sprachregelungen, und es ist eine offene Frage, ob es diesem Forschungsvorhaben gelingt, innerhalb der wissenschaftlichen Disziplin wissenschaftlich ernstgenommen zu werden. Denn eine Frage ist es, gemeinsam mit Menschen zu forschen, die als so genannt *behindert* gelten, eine andere, ob die Beiträge dieser Menschen in der Wissenschaft aufgenommen werden. Es geht darum, was auf Französisch »*l'écoute*« heisst, auf Deutsch lässt es sich vielleicht mit »*Gehör finden*« übersetzen. Gehör findet man dann und dort, wenn der Empfänger auf die Frequenz des Senders eingestellt ist. Das heisst übersetzt in die Sprache der Wissenschaft, dass man dann



und dort Gehör findet, wenn man denselben Denkstil verwendet und die Empfänger\*innen bereit sind, einen zu hören.

Partizipative Forschung erlebt zum gegenwärtigen Zeitpunkt einen Aufschwung. Dies hat auch damit zu tun, dass die UN-Behindertenkonvention eine normative Grundlage für Inklusionsprozesse geliefert hat. Die Strukturen der akademischen Wissenschaft sind aktuell allerdings sehr weit davon entfernt, inklusiv zu sein.

Wissenschaft ist ein System, das in sich sehr stark verkammert und geschichtet ist. In der Masse, wie Wissen zur entscheidenden Produktivkraft der heutigen Gesellschaft geworden ist (vgl. dazu u. a. Boltanski and Chiapello 2003; Burke 2001, 2014 (2000); Hoyningen-Huene 2013; Stehr 2003), unterliegt sie den Verwertungsgesetzen aller Produktivkräfte. Wissenschaft wird kapitalisiert. In die Produktion von Wissen wird Geld investiert, das einen ROI (return on investment) erwirtschaften muss. Im Zusammenhang mit den sozialwissenschaftlichen Fragen verläuft dieser Prozess weniger über einen unmittelbaren und direkten Rückfluss, so wie dies heute etwa bei den grossen Internetfirmen geschieht, die in der Entwicklung der Algorithmen künstlicher Intelligenz inzwischen führend geworden sind. Sozialwissenschaftliche Arbeiten haben eher einen eine bestimmte Politik rechtfertigenden Charakter, sie dienen der Ausarbeitung von Dispositiven zur Pazifizierung von politischen Auseinandersetzungen, die auf einem eher tiefen Eskalationsniveau gehalten werden sollen. Insofern sind die Menschenrechtsdiskurse und ethischen Erwägungen, die im Zusammenhang mit der Teilhabe von Menschen mit einer so genannten »Behinderung« oder »Beeinträchtigung« für die Verwirklichung bestimmter Mitwirkungsrechte dieser dergestalt bezeichneten Menschen wichtig, aber gesamtgesellschaftlich nicht sehr wichtig. Dennoch besteht auch in den Sozialwissenschaften eine Tendenz, sich zu differenzieren und zu spezialisieren. Die jeweilige Entwicklung einer spezifischen Fachsprache ist dabei von grosser Bedeutung. Da sozialwissenschaftliche Disziplinen jeweils über keine Standardexperimente verfügen, sind sie keine paradigmatischen Disziplinen. Den Grossteil ihrer disziplinären Kohärenz erhalten sie über jenes personale Netzwerk, das Ludwik Fleck den

*esoterischen Kreis* genannt hat (vgl. dazu Fleck 2008 (1936), S. 99). »Alle beständigen Denkkollektive, als Träger organischer Denkstile, verfügen über eine identische allgemeine innere Struktur, wenn sie auch im einzelnen verschiedene Formen annehmen kann. Die das Kollektiv erhaltende und seine Mitglieder vereinende Kraft erwächst aus der Gemeinschaft in *kollektiver Stimmung* (kursiv im Original / eog). Diese Stimmung erzeugt eine Bereitschaft zum gleichgerichteten Wahrnehmen, Bewerten und Anwenden des wahrgenommenen, gemeinsamen Denkstils. Sie ist ebenso die Quelle jenes Gefühls gruppeninterner Solidarität, die wir oben erwähnt haben, jener eigentümlichen Kollegialität, die den *'Genossen', den 'Landsmann', den 'Mitgläubigen', den 'Kollegen'* (alle Kursiva im Original / eog) u. dgl. erschafft. Das Gegenstück ist das Gefühl der Feindseligkeit gegenüber dem *'Fremden'* (kursiv im Original / eog), gegenüber dem, der fremde Götter anbetet, fremde Wörter gebraucht, denen der im Kollektiv empfundene, geheimnisvolle Zauber entzogen ist. Er ist *'sprachlos'* (kursiv im Original / eog), seine Sätze sind Unsinn oder Täuschung (vgl. die *'Scheinprobleme'* moderner Naturwissenschaften) (kursiv im Original / eog). Seine Äusserungen, die die intellektuelle Stimmung des Kollektivs zerstören, wecken Hass« (Fleck 2008 (1936), S. 93).<sup>55</sup>

Der Gebrauch der »eigenen« und der »fremden« Wörter, insbesondere der »richtige Gebrauch der eigenen Wörter« führt dazu, dass sich viele Wissenschaftler\*innen bemühen, diesen »Ansprüchen« zu genügen. Dabei geht ihnen das, was sie sagen wollten, im Gestrüpp aktueller Floskeln, oft verloren. Der Gebrauch von Fremdwörtern und das Verfertigen komplizierter Sätze bedeutet nicht, dass ein Text deswegen auch schon ein guter wissenschaftlicher Text sein muss. Es handelt sich sehr oft um einen schwierig zu lesenden Text, mehr nicht.

---

<sup>55</sup> Was Ludwik Fleck hier über die Kraft der wissenschaftlichen Denkkollektive sagte, mutet, angesichts dessen, dass er fünf Jahre später ins Ghetto von Lwow, dann ins KZ Auschwitz und schliesslich ins KZ Buchenwald deportiert wurde, seltsam an. Als Jude wusste er genau, was es bedeuten konnte, wenn man »fremde Götter« anbetete. Verglichen mit der heute in der Schweiz grassierenden Islamophobie haben seine Äusserungen geradezu prophetischen Charakter. Das »Neue« ist bedrohlich und die Angst, die aus der antizipierten Begegnung mit ihm entsteht, kann zu schrecklichen gesellschaftlichen Folgen führen. Vgl. dazu Graf 2013.

Das Einüben wissenschaftliches Schreibens heisst noch heute für viele Studierende, dass sie dabei lernen sollen, sich gegenüber dem, worüber sie schreiben, emotional distanziert zu geben.<sup>56</sup> Ganz aus dem Blick gerät dabei, dass die Wissenschaftssprache in vielen Fällen mit der Verwendung möglichst vieler Fremdwörter und komplizierter Syntax die inhaltlichen Schwächen ihrer Argumentation häufig zudeckt. Solche inhaltlichen Schwächen hängen mit dem weiter oben erwähnten Aspekt der Wissenschaft als Produktivkraft zusammen. Der Zusammenhang mit der wachsenden Bedeutung der Drittmittelfinanzierung wissenschaftlicher Forschung führt zu einer laufenden Spezialisierung und Ausdifferenzierung immer weiterer wissenschaftlicher Disziplinen. Man könnte in Anlehnung an die Anomietheorie von R. K. Merton sagen, dass dieser Trend tendenziell zu einer Ritualisierung des wissenschaftlichen Betriebs führt und dann annehmen, dass die Grenzkosten für die Herstellung von neuem wissenschaftlichem Wissen ansteigen (vgl. dazu Merton 1995, S. 144 ff. ).

Das war der Hintergrund, vor welchem die Forschungsgruppe der MmR das Wort ergriffen hatte. Und weil sie es so tat, wie sie es tat, lief sie Gefahr, vielleicht nicht gehört zu werden, weil sie nicht so sprach, wie »man« spricht.

Unsere eigenen Forschungserfahrungen haben uns gezeigt, dass beim Gebrauch der leichten Sprache, wie bei jedem anderen Sprachgebrauch auch, einzig das Moment des sich *Verständigens* wichtig ist. Manchmal mag eine sogenannte «leichte Sprache» dabei hilfreich sein, manchmal ist sie es nicht. Mittlerweile denken wir, dass es die Menschen selbst sind, die über ihre Sprache entscheiden.

Das ist ein sehr radikaler Gedanke, denn er stellt sowohl viele grammatikalische als auch orthographische Regeln in Frage. Auch wir wissen um die Sorgen der Linguistik, dass eine *new speech*<sup>57</sup> entstehen könnte. Aber solange der Gebrauch der Sprache den Menschen nicht vorgeschrieben wird, machen wir uns keine Sorgen. Erst damit beginnt jene Art des Schichtens des

---

<sup>56</sup> Johann Wolfgang von Goethe hatte in einem Text aus dem Jahre 1798 mit dem Titel „Über den Versuch als Vermittler zwischen Objekt und Subjekt“ dazu bereits Wesentliches gesagt, vgl. Goethe 1979 (1798).

<sup>57</sup> vgl. Orwell 1978.

Sprachgebrauchs, welche dazu führt, dass Menschen in der Schule scheitern. Menschen haben sich stets überall irgendwie verständigen können. Deswegen muss sich niemand Sorgen machen.

Die Probleme liegen beinahe immer, wenn es sich um Fragen von Zugangsbarrieren handelt, bei den Regeln und Normen, welche durch Institutionen und Organisationen aufgestellt werden. Wir denken, dass wir mit unserer Forschung haben zeigen können, dass es möglich ist, gemeinsam Wissen zu produzieren, Sichtweisen auf Thematiken zu zeigen, ohne dabei auf formale Abschlüsse der Bildungsinstitution angewiesen zu sein. Wir wollen diese Erfahrung nicht verabsolutieren, wir haben einfach gezeigt, dass wir das gemeinsam gekonnt haben. Damit ist wenigstens Hoffnung gestiftet, dass das, was an einem Ort auf eine bestimmte Art und Weise gelingen konnte, zu einer bestimmten Zeit auch an einem anderen Ort und zu einer anderen Zeit vielleicht ganz anders auch gelingen kann. Verständigung, damit ist beidseitig gelingende Kommunikation gemeint, braucht Rückkopplungen. Rückkopplungen beeinflussen aufgrund dessen, was die jeweiligen Empfänger\_innen verstehen, den weiteren Verlauf des Kommunikationsprozesses. Das, was verstanden wird, hängt vom jeweils aktuellen Denkstil ab.

Wir wissen mehr als wir zu sagen wissen

«Jede Person, Pflanze, Tier und Sache sendet Signale aus, die, wenn sie wahrgenommen werden, eine Botschaft an den Empfänger übermitteln. Diese Botschaft ändert die Information des Empfängers, und daher kann sie sein Verhalten beeinflussen. Wandel im Verhalten des Empfängers kann umgekehrt den Sender merklich beeinflussen, oder auch nicht. Manchmal ist die Wirkung einer Botschaft unmittelbar; ein anderes Mal wiederum sind die Botschaft und ihre Wirkung zeitlich und räumlich so weit getrennt, dass der Beobachter die beiden Ereignisse nicht miteinander verbindet» (Ruesch and Bateson 1995, S. 33) .

Dieses Zitat umschreibt die Fragen, mit denen wir uns im Rahmen unserer Forschungen auseinanderzusetzen hatten. Während die Mitglieder der Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals die Einrichtung, in welcher sie arbeiteten, beobachtet hatten, hatten die Forscher\*innen der Universität Zürich, die

Mitglieder der Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt als ihre Assistent\*innen unterstützt, hatten die wöchentlichen Forschungssitzungen einberufen und organisiert und sie hatten die Forschungsgruppe und ihre Mitglieder bei dieser Begleitung auch beobachtet. Obwohl wir uns also stets gegenseitig beobachtet und kommentiert hatten, sind wir insgesamt durch die Forschungsarbeit nicht paranoider geworden, als wir es ohne Forschung auch gewesen wären. Aber wir hatten die Erfahrung gemacht, dass gemeinsames Arbeiten stets zu *Transgressionen* führte. Diese Überschreitungen einer scheinbar klaren Trennung zwischen Forscher\*innen und Beforschten löst sich im Rahmen von partizipativer Forschung zunächst auf. Aber diese Auflösung bedeutet nicht, dass damit die Unterschiede zwischen den einen und den anderen Menschen auch verschwinden würden.

Aus institutionsanalytischer Sicht nicht überraschend, tauchen die unterschiedlichen Zugehörigkeitsgruppen auf. Die universitären Forscher\*innen verdienen ihr Geld durch die Anstellung an der Universität mit ihrem Lohnreglement. Die Forscher\*innen der Kreativwerkstatt verdienen den Lohn einer Person in einer Beschäftigungswerkstatt und leben im Wesentlichen von der Invalidenrente und den Ergänzungsleistungen, die sie allenfalls erhalten. Der reine Lohnunterschied (ohne Rente) macht mehr als das Zwanzigfache pro Stunde aus. Lohnunterschiede sind in der Schweiz ein ohnehin tabuisiertes Thema; in der Wissenschaft werden sie kaum je angesprochen. Insbesondere sind die Produktionsbedingungen wissenschaftlichen Wissens an den pseudo-feudalen Ordinariatenuniversitäten kein Thema in den jeweiligen wissenschaftlichen Diskursen; sie sind allenfalls Gegenstand des Klagens im Mittelbau, in der Kantine, auf der Toilette oder in den Gängen; sehr selten tauchen diese Fragen im Gespräch mit den direkten Linienvorgesetzten auf. Lohnfragen an der Universität sind in die HR-Abteilung und die kantonalen Lohnreglemente ausgelagert. Im Rahmen der Kreativwerkstatt tauchten Lohnfragen manchmal in der monatlich stattfindenden Vollversammlung auf, doch sie wurden auch dort mit dem Hinweis auf die Reglemente nicht verhandelt. Die in dieser Forschung gemachten Erfahrungen zeigen, dass zwei die gleiche Arbeit machen können und dabei völlig ungleich bezahlt werden, während die Diskussion über die Lohnungleichheiten an beiden

Orten mit dem Hinweis auf die Reglemente, die andernorts, also nicht gerade »hier und jetzt« verhandelbar sind, abgewiesen werden.

Die drei Mitglieder der universitären Forschung hatten ihre eigenen Erfahrungen, die sie im Laufe dieser Forschungsarbeiten gemacht haben, in einem Forschungstagebuch festgehalten. Die Funktion des Forschungstagebuchs kann innerhalb eines Forschungsprozesses sehr unterschiedlich sein (vgl. dazu Hess 2009; Lourau 1988a). Die drei universitären Forscher\*innen hatten unterschiedliche Momente ihrer Erfahrung als Forscher\*innen festgehalten.<sup>58</sup> Teilweise hatten sie sich Auszüge aus ihren Tagebüchern zu lesen gegeben und miteinander darüber diskutiert.

Um ihre eigenen Beschreibungen und Wahrnehmungen besser zu verstehen, hatten sie sich in vielen Besprechungen über ihre Wahrnehmungen und Beobachtungen ausgetauscht. Sie hatten zudem regelmässig Supervisionssitzungen besucht, um über ihre Beziehungen untereinander, über die Beziehungen zu den Mitgliedern der Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals und über alle Inhalte ihrer Forschungsarbeiten nachzudenken. Die eigenen Erschütterungen, die die universitären Forscher\*innen in einen Zusammenhang mit ihren Forschungserfahrungen gebracht haben, konnten auf diese Weise zur Sprache gebracht werden. Manchmal betrafen die Verstörungen den unmittelbaren privaten Alltag der Forscher\*innen. Etwa dann, wenn jemandem beim Zähneputzen ein Versäumnis in den Sinn kam, wenn der Zug nach Basel verpasst wurde, oder wenn ein Termin vergessen ging. In den meisten dieser Fälle hatte das Forschungssetting genügend Pufferleistung und Elastizität bereitgestellt, sodass die Forschung dabei keinen unmittelbaren Schaden genommen hatte. Die Spannung konnte als individuelle bei den Forscher\*innen deponiert werden. In den Supervisionssitzungen konnten diese Fragen aufgearbeitet werden. Dieser Aufarbeitungsprozess hatte sich auf die Beziehungen zwischen den Mitgliedern der universitären Forschungsgruppe ausgewirkt. In vielerlei Hinsicht wäre es wünschenswert gewesen, wenn die gesamte

---

<sup>58</sup> Vgl. dazu Graf 2017.

Forschungsgruppe eine regelmässige Supervisionssitzung hätte durchführen können. Dafür waren die institutionellen Rahmenbedingungen in diesem Forschungsprojekt jedoch nicht gegeben gewesen.

Im Zentrum dieser mannigfaltigen Anstrengungen des *Wahrnehmens*, des *Beobachtens* und des *Nachdenkens* über das Erfahrene und Beobachtete hatte stets die Frage nach der Kommunikation und der Sprache gestanden.

Dass es einen Unterschied zwischen der gesprochenen und der geschriebenen Sprache gibt, das ist nichts Neues. Wir hatten eine Erfahrung in den wöchentlichen Forschungssitzungen gemacht, die mitzuteilen war, obwohl auch diese Erfahrung nicht so neu und sensationell war. Wir hatten gelernt, dass wir uns besser verstehen lernen, wenn wir die Texte, die jemand geschrieben hatte, nicht nur lesen, sondern auch hören konnten. Deshalb wurden in der Forschungsgruppe jede Woche die Texte, die in dieser Zeit entstanden waren, vorgelesen. Die Texte, die vorgelesen wurden, waren einerseits Interviews, welche die Mitglieder der Forschungsgruppe mit verschiedenen Personen in der Kreativwerkstatt durchgeführt hatten. Diese Gespräche hatten zwischen 15 Minuten und einer Stunde gedauert. Viele Gespräche wurden von den Interviewer\*innen direkt notiert, bei anderen hatten die Forscher\*innen der Universität als Assistent\*innen der Interviewer\*innen die Gespräche auf dem Laptop mitgeschrieben. In den Diskussionen der Forschungsgruppe hatte sich bald gezeigt, dass die Bedienung von Tonbandgeräten und/oder Videokameras nicht nur sehr aufwändig wäre, sondern auch das Abschreiben der Gespräche ziemlich kompliziert werden würde. Aus diesen Gründen hatte sich die Forschungsgruppe für ein Vorgehen entschieden, das für alle zu bewältigen war. Die Gespräche wurden stets zwischen der Interviewer\*in und der zu interviewenden Person persönlich vereinbart. Die Leitung der Kreativwerkstatt war immer darüber informiert worden und hatte auch dafür gesorgt, dass die interviewten Personen wussten, dass das Gespräch, das sie führen würden, festgehalten würde. Die Interviewer\*innen hatten während des Gesprächs Notizen gemacht und aus diesen Notizen ist ein Interviewtext verfasst. Die Forscher\*innen, die ihre Interviews ohne Schreibassistenz aufgeschrieben hatten, berichteten, dass das Herstellen eines

durchgängig verständlichen Textes aus dem Gespräch heraus für sie eine grosse Anstrengung gewesen wäre. Um allfällige Missverständnisse und Unklarheiten zu beseitigen, wurde der Interviewtext den Interviewten jeweils zum Gegenlesen gegeben. Nachdem die interviewte Person mit der schriftlichen Fassung des Interviews einverstanden war, wurde dieses von der Interviewer\*in in der Forschungsgruppe vorgelesen.

In einigen Fällen wurden die Gespräche von den universitären Forscher\*innen direkt mitgeschrieben, in diesem Falle als Assistent\*innen der Mitglieder der Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt, sonst blieb das Vorgehen das gleiche. Die Interviewer\*innen gaben den Text den interviewten Personen und korrigierten allfällig festgestellte Unklarheiten und Missverständnisse, bevor sie nach der Zustimmung der interviewten Personen, die Gespräche an den Forschungssitzungen vorlasen. Auch hier bestand die Möglichkeit, dass im Sinne einer Assistenz jemand aus der universitären Forschungsgruppe das Gespräch vorlas.

### **Epistemische Fragen**

Eine der Schwierigkeiten bei dieser Untersuchung bestand darin, dass die Untersuchung menschliche Verhältnisse zum Gegenstand hatte, die selbst wieder ein menschliches Verhältnis bildeten. Die Menschen, die als MmR in der Kreativwerkstatt beschäftigt waren, bildeten zusammen mit den Menschen, die an der Universität Zürich arbeiteten, eine Arbeitsgruppe, ein Denkkollektiv, das wenigstens auf drei verschiedenen Ebenen aktiv war.

Die erste Ebene war jene der Forschungssitzung, die jede Woche stattfand und alle Forscher\*innen versammelte. Hier wurden die bisherigen Arbeiten besprochen, neue Erkenntnisse berichtet, die Erfahrungen in der Forschungsarbeit ausgetauscht und die weitere Forschungsarbeit organisiert.

Die zweite Ebene war das Projekt, das die MmR der Kreativwerkstatt verfolgten, die Untersuchung und Beschreibung der Einrichtung, in welcher sie beschäftigt waren. Die MmR führten ihre Untersuchungen innerhalb der Kreativwerkstatt durch. Diese bestanden vor allem aus dem Dokumentieren der verschiedenen in der Kreativwerkstatt angebotenen Tätigkeiten, im Durchführen



von Interviews mit verschiedenen Personen, die in der Kreativwerkstatt arbeiteten und im Schreiben von Texten, welche die gemachten Erfahrungen zusammenfassten und analysierten. Die dritte Ebene betraf die Untersuchung, welche die Forscher\*innen der Universität Zürich anstellten, um etwas darüber zu lernen, wie sie mit Forschenden mit sogenannten psychischen und/oder sogenannten geistigen Behinderungen gemeinsam forschen konnten. Sie dokumentierten ihre eigenen Erfahrungen, indem sie diese im Forschungstagebuch, das sie führten, festhielten. Gleichzeitig unterstützten sie die MmR in deren Forschungsarbeit.

Eine der ersten Schwierigkeiten, welche die universitären Forscher\*innen begegnet waren, bestand darin, eine «*Welt dort draussen*» zu konstatieren.

Es war nicht gerade eine Welt am Rande des Universums, obwohl es auch dort ein Café hatte, aber es war eine Welt am Rande der Schweiz, denn die Kreativwerkstatt liegt tatsächlich «weit draussen». Um sie zu erreichen, muss man mit dem Bus Nr. 50 der Basler Verkehrsbetriebe, der zum Flughafen führte, bis zur zweitletzten Station vor dem Flughafen fahren. Das Gelände, auf dem sich die Kreativwerkstatt befindet, endet unmittelbar an der Landesgrenze – und die schweizerische Landesgrenze ist immer eine besondere Landesgrenze, weil die Schweiz zwar dem Schengen-Abkommen beigetreten, aber kein Mitglied der Europäischen Union ist. Die schweizerische Landesgrenze ist in einem gewissen Sinne eine EU-Aussengrenze, die allerdings wegen des Schengen-Abkommens nicht als solche behandelt wird.

Aber das Problem lag nicht in der etwas komplizierten Busfahrt, die gewissermassen den Beginn einer jeweiligen Sequenz von Forschung am Montagvormittag bedeutete. Das Problem lag dort, wo im Rahmen des *kanonischen Aussagenmodelles* der Wissenschaft nach Bruno Latour sowohl eine Kluft als auch eine Korrespondenz zwischen Welt und Sprache besteht. Bruno Latour hat das Problem folgendermassen beschrieben: »Im kanonischen Modell wird Referenz dadurch gewonnen, dass die Kluft zwischen Worten und Welt durch eine Aussage überbrückt wird, die über den gähnenden Abgrund geschickt wird, mit der gefährlichen Aufgabe betraut, Korrespondenz herzustellen. Wenn wir jedoch weder von

Worten noch Welt ausgehen, sondern von Propositionen, die sich voneinander unterscheiden, so erhalten wir eine andere Beziehung als Korrespondenz. Die Frage lautet dann, ob Kompositionen untereinander artikuliert sind oder nicht« (Latour 2002, S. 170). Das, was Bruno Latour als Aussagen-Modell bezeichnet hat, verlangt nach einer vordefinierten Regelung dessen, wie über sprachliche Beschreibungen Welt dargestellt werden kann.<sup>59</sup> Bruno Latour hat versucht, mit diesem Vorschlag diese Überbrückungsfunktion von Aussagen zu dynamisieren. Auf diese Weise lassen sich *Referenzen*, das sind im weitesten Sinne verstanden, die Bezüge, welche die vielen Praktiken definieren, aus denen die *Propositionen* (oder *Aussagen im Sinne von A.N. Whitehead*) artikuliert werden, über Unterschiede von Verhältnissen gewinnen.

Es kann kein Denken geben, das nicht an ein schon vorhergehendes Denken angebunden ist. In diesem Sinne geht der Denkstil dem jeweiligen Denkvorgang voraus, auch wenn der Denkstil nur im Denkvorgang überhaupt zu bestehen vermag. Es ist die gleiche Situation wie jene, dass die Sprache dem Sprechen immer vorausgeht, dass die Sprache aber nur so lange besteht als sie gesprochen wird.<sup>60</sup>

Das Schwierige am vorhergehenden Abschnitt besteht darin, dass er das »Herstellen von Welt« als Praxis versteht. Praxis meint Handeln und Welt entsteht für Menschen durch ihr Handeln. Schwierig ist es zu verstehen, dass es keine Beschreibung ohne eine Beobachter\*in geben kann. Jede noch so objektive Aussage über etwas, die ich mache, befindet sich nicht im Jenseits meiner Anwesenheit, die mir die Aussage ermöglicht. Ohne dass ich wäre, könnte ich weder die Welt, die ich beschreibe, erfahren, noch könnte ich sie überhaupt beschreiben. Und meine Beschreibung dieser Welt ist nicht ausserhalb von ihr, sie ist Teil dieser Welt, die ich in ihr beschrieben habe. Einen Standpunkt ausserhalb der Welt einzunehmen, so dass ich sie von ausserhalb beschreiben könnte,

---

<sup>59</sup> Bereits in der Bibel wird in der Geschichte des Turmbaus zu Babel gezeigt, wie die Verwirrung der Sprache das Zusammenwirken der Menschen beschädigt.

<sup>60</sup> Das gilt selbstverständlich auch für die sogenannten »ausgestorbenen« Sprachen, die wir auch »tote Sprachen« nennen. Alles, was irgendwie erinnert werden kann, ist nicht fort, auch wenn es nicht stets zu jeder Zeit und an jedem Ort erinnert werden kann. Nur, was nicht mehr erinnert werden kann, ist für immer weg.

ist mir nicht möglich. Ich kann nur mein jeweiliges Verhältnis zu den Verhältnissen, die ich beschreibe, untersuchen.

Menschen handeln ähnlich, aber sie handeln niemals gleich. Sie versuchen, sich über ihr Handeln und die daraus entstehende Welt zu verständigen. Manchmal gelingt ihnen das gut, manchmal nicht. Friedliche und konflikthafte Zustände menschlicher Kommunikation lösen sich oft ab. Das gilt sowohl in Gruppen, in Organisationen und auch zwischen Ländern und Staaten.

Bruno Latour versteht unter *Artikulation* eine ontologische Eigenschaft des Universums, die jene Stelle einnimmt, die durch die Dichotomie zwischen Subjekt und Objekt oder Aussenwelt und Geist frei gelassen worden ist. *Artikulation* in seinem Sinne ist keine Eigenschaft der menschlichen Rede (vgl. Latour 2002, S. 373). Bruno Latour hat versucht, nun nicht von Worten oder Welt auszugehen, sondern von *Propositionen*, die sich voneinander unterscheiden, die Frage der Korrespondenz ist dann eine Frage, ob Propositionen untereinander artikuliert sind oder nicht (vgl. Latour 2002, S. 170). Die Untersuchung der Welt besteht also in der Koordination jener Verhältnisse, welche die Verhältnisse, aus denen die Welt besteht, untersuchen und dabei selbst Bestandteil dieser Welt sind. Auf dieser Ebene wird alles in einem grossen Zusammenhang zusammengefasst.

Auf diese Weise richtet sich nun die Aufmerksamkeit der Untersuchung auf die komplexe und manchmal auch kontroverse Natur der Prozesse, durch die ein *Aktant*<sup>61</sup> zu existieren anfängt (vgl. Latour 2002, S. 372). «Was Propositionen voneinander unterscheidet, ist nicht ein *einzig*er vertikaler Abgrund zwischen

---

<sup>61</sup> Wie viele andere Wissenschaftlerinnen vor ihm ist auch Bruno Latour nicht umhine gekommen, seine eigene Sprachregelung vorzunehmen, um sich seiner Meinung nach verständlich auszudrücken. Der hier verwendete Begriff des *Aktanten* ist von ihm folgendermassen definiert worden: „Akteur, Aktant (acteur, actant): der grosse Vorteil der Wissenschaftsforschung liegt darin, dass sie durch ihr Studium der Laborpraxis viele Fälle für die immer Emergenz eines Akteurs anbietet. Anstatt mit Entitäten zu beginnen, die schon Bestandteil der Welt sind, wird die Aufmerksamkeit auf die komplexe und kontroverse Natur des Prozesses gelenkt, in dem ein Akteur zu existieren anfängt. Der Schlüssel liegt darin, den Akteur durch sein Verhalten zu definieren, wenn er Versuchen im Labor unterworfen wird - durch seine Performanzen. Daraus wird später seine Kompetenz abgeleitet und zum Begriff einer Institution gemacht. Da „Akteur“ im Englischen (wie auch im Deutschen) oft auf Menschen beschränkt ist, wird manchmal das aus der Semiotik entlehnte Wort „Aktant“ verwendet, um nicht-menschliche Wesen in die Definition einzubeziehen“, vgl. Latour 2002, S. 372.

Worten und Welt, sondern die *vielen* Differenzen zwischen ihnen, ohne dass sich *im vorhinein* wissen liesse, ob diese Unterschiede gross oder klein sind, provisorisch oder definitiv, aufhebbar oder unaufhebbar» (Latour 2002, S. 171). Propositionen sind, wie das Wort meint, Vorschläge oder Gelegenheiten, wie verschiedene Entitäten zueinander in Kontakt treten, und das wiederum ermöglicht es den Entitäten, ihre Definitionen im Verlauf eines Ereignisses zu verändern (vgl. Latour 2002, S. 172). Bruno Latours Vorschläge laufen darauf hinaus, die Geschichtlichkeit in die Vorschläge und Artikulationen einzuführen. Für die Behinderungsforschung hat dies Jan Weisser in seiner Forderung nach einer *anti-essentialistischen Theorie von Behinderung* getan (vgl. Weisser 2007). Behinderung wird hier nicht mehr als Eigenschaft eines Menschen gesehen, sondern als Ergebnis eines Verhältnisses zwischen Menschen. Dieser Ansatz fasst Behinderung als Erwartungsverletzung, die performativ an einem bestimmten Ort zu einer bestimmten Zeit entsteht.

Auf dem Hintergrund dieser Überlegungen leitet Jan Weisser eine Anleitung zum Forschen ab, auf die hier kurz einzugehen ist. Diese Forschungsanleitung lautet folgendermassen:

- « – Suche Orte auf, wo Behinderung das Thema ist.
- Registriere, wer oder was sich versammelt und welche Artikulationen unterdrückt werden.
- Handle alle Informationen, die wir voneinander haben, als praktische Frage des Umgangs miteinander.
- Formuliere die Konflikte respektive die Widersprüche, welche durch das verfügbare Wissen hervorgebracht werden (Behinderung 1).
- Beobachte, wie über Auswahlprozesse Problemformulierungen entstehen, die den Möglichkeitsraum formieren (Erwartungen), Erwartungsverletzungen schliessen und möglicherweise (un-)günstige Lösungen in Aussicht stellen (Behinderung 2).
- Vergleiche die unterschiedlich verteilten Vermögen (Fähigkeiten), etwas zu realisieren und untersuche, wie sie entwickelt werden können (Operationen, Ressourcen).
- Analysiere, wie in Konflikten Menschen zu Betroffenen werden und Identitäten entstehen (Zugehörigkeit).
- Schau dich um und kläre dein Verhältnis zu den Verhältnissen, die du untersuchst» (Weisser 2007, S. 248) .

Mit dieser Forschungsanleitung ist ein Rahmen gegeben, innerhalb dessen die Forschungsarbeiten durchgeführt worden sind, über die hier berichtet wird.

Die Forschung, über welche in diesem Buch berichtet wird, hat eine komplexe Gestalt. Damit erhält das Buch selbst auch eine komplexe Gestalt, welche eine Stück weit die Gestalt des Forschungsprozesses abbildet. Diese komplexe Gestalt hängt damit zusammen, dass das Forschungssetting, welches den Forschungsprozess in der Gestalt der Interaktion von Forschungskontext und Kontext der Forschung fasst, ein doppelt reflexives Setting ist (vgl. dazu Graf 2008, S. 80 ff.). Die Forschungsaktivitäten der Forschungsgruppe der Kreativwerkstatt wurden in der wöchentlichen Forschungssitzung geplant und die Ergebnisse des forschenden Tuns wurden dort auch reflektiert. Unter der Woche führten die Forscher\*innen die verschiedenen Forschungsvorhaben, die sie sich vorgenommen hatten aus, oder auch nicht. An der nächsten Sitzung berichteten sie darüber, was sie unternommen hatten, und was nicht geklappt hatte. Dann wurde darüber diskutiert, und es wurden je nachdem Veränderungen im Vorgehen beschlossen.

Ebenso wurden in der wöchentlichen Forschungssitzung auch die Auftritte der Gruppe nach aussen gemeinsam diskutiert. Die drei universitären Forscher\*innen besuchten eine regelmässige Supervision um Beziehungs- und Übertragungsdynamik innerhalb der wöchentlichen Forschungssitzung, bei den jeweiligen Forschungsaktivitäten der Forschungsgruppe, bei welchen sie einzelnen Forscher\*innen assistierten, um ihre eigenen Beziehungsdynamiken zwischen ihnen zu reflektieren. Jede der drei universitären Forscher\*innen schrieb auch ein eigenes Forschungstagebuch.

Als erhebliche Schwierigkeit, die dem aktuellen institutionalisierten System der Wissenschaft geschuldet ist, kommt hinzu, dass nicht alle Forscher\*innen, die an diesem Projekt arbeiteten, zurzeit über einen akademischen Abschluss verfügten, die Mehrheit von ihnen galt seitens der schweizerischen Invalidenversicherung als psychisch und/oder geistig behindert. Die Schichtung der Löhne wurde bereits angesprochen. Innerhalb der Gruppe zeigte sich eine weitere Schichtung, die mit der Stratifizierung der Bildungsinstitution zusammenhing. Zwei Forscher\*innen waren

Männer mit Down-Syndrom, ihre Ausbildung unterschied sich in hohem Masse von derjenigen einer psychotischen Frau, welche kurz vor der Absolvierung ihrer Maturität (Typus A) erkrankt war. Faktoren der sozialen Schichtung spielten ebenfalls eine Rolle.

Alle Forscher\*innen mit Rente waren mehrsprachig, sei es, dass sie mehrere Sprachen im Laufe ihrer schulischen Ausbildung erlernt hatten oder wenigstens zweisprachig sozialisiert worden waren. Die Forscher\*innen mit Rente waren stets um Kommunikation bemüht. Als eine Studentin nichtdeutscher Muttersprache, die hochdeutsch sprach, die Forschungssitzung besuchte, um sich vorzustellen, weil sie über jemanden in der Forschungsgruppe eine Arbeit schreiben wollte, sprach die Gruppe hochdeutsch. Dahinter stand stets auch eine Erfahrung, des Nicht-Verstanden-Werden als jener Mensch, der man war. Diese Erfahrung, nicht verstanden zu werden in der eigenen spezifischen Situation, war ein wesentlicher Anstoss für die Mitglieder der Forschungsgruppe gewesen, zu forschen.

Die Forscher\*innen mit Rente wollten Ausschnitte aus ihrer Welt, in diesem Fall jene der Kreativwerkstatt, zeigen und in ihren Schilderungen jenen Menschen ausserhalb der Kreativwerkstatt erklären und nahebringen, was sie in der Kreativwerkstatt gemacht hatten und weshalb die Kreativwerkstatt für sie eine lebenswichtige Einrichtung darstellte. Die Anbindung an andere Menschen wurde in gewissen Situationen direkt als lebenswichtig geschildert. So wurde in mehreren Gesprächen die Bedeutung der geregelten Zeitstruktur der Kreativwerkstatt als bedeutsam erwähnt. Es sei wichtig, zu wissen, dass es einen Ort gebe, wo man erwartet würde. Dieses Erwartet-Werden habe beispielsweise bei einer depressiven Verstimmung das Aufstehen am Morgen erleichtert.<sup>62</sup>

---

<sup>62</sup> Diese Aussage hat mich stark an den Roman von Cécil-Ines Loos erinnert, die in ihrem Roman, der ihre Biographie verarbeitet, schildert, wie ein kleines Mädchen sich so einsam fühlt, dass es beschliesst, im Winter in die Kälte hinauszugehen, um dort zu sterben. Die Puppe, die sich nun einsam fühlt, ruft sie zurück und so überlebt das Kind. Vgl. Loos 1983. Ich bin auf diesen Roman gestossen, als ich nach einer Evaluation von Kinderheimen in Rumänien im Jahre 1994 erschüttert und durcheinander in die Schweiz zurückgekehrt war. Ich hatte eine Gesellschaft erlebt, deren zwischenmenschliche Beziehungen bis ins Innerste erschüttert und die Vertrauensverhältnisse zwischen den Menschen durch die stalinistische

Der Wunsch nach Anerkennung, danach, verstanden zu werden als jene Person, die man ist, hatte sich in den Gesprächen der Forschungsgruppe ebenso gezeigt, wie die Bereitschaft mit Studierenden, die Arbeiten zu Personen der Forschungsgruppe geschrieben hatten, zu sprechen und ihnen ausführlich Auskunft zu geben. An dieser Stelle berührten sich die Intentionen der Forscher\*innen mit Rente mit denen der Forscher\*innen aus der Universität. Im Wunsch nach Anerkennung und Bestätigung, im Wunsch angenommen und verstanden zu werden, unterschieden wir uns nicht.

Solche Verwicklungen machen die Forschungsanlage komplex, und hinter dieser Komplexität steht die Frage, ob das, was im Kontext dieser Forschung mit ihrem etwas eigenständigen Forschungssetting produziert wird auch wissenschaftliches Wissen ist. Auch darüber ist in diesem Buch zu berichten.

Das Forschungssetting verweist deshalb direkt auf die verschiedenen institutionellen Implikationen, denen es seine eigene Entstehung verdankt. Diese Implikationen sind, soweit sie für die Forschenden manifest und damit wahrnehmbar werden, zu analysieren. Die Analyse der Implikationen führt über die Reflexion der Verstörungen, die sie bei den Forschenden erzeugen.

Einige dieser Verstörungen konnten im Rahmen des Diskurses, der innerhalb der wöchentlichen Forschungssitzung geführt wurde, analysiert werden. Das, was die universitären Forschenden verstörte, wurde von diesen im Rahmen der separaten Supervision analysiert. Dabei folgte die Analyse dem Weg, den die eigenen Verstörungen den Forscher\*innen ihnen aufzeigten. Man könnte diese mit *Serendipität* in Verbindung bringen. Serendipität ist ein Konzept, das Elinore Barber und Robert King Merton in einem Manuskript 1958 in die sozialwissenschaftliche Arbeit eingebracht hatten. Das Buch wurde allerdings erst 2004 veröffentlicht, aus

---

Geheimpolizei in vielen Fällen korrumpiert worden waren – Ana Blandiana hat darüber in ihrem Roman »Die Applausmaschine« berichtet, vgl. Blandiana (1993 (1992)). Meine damalige Übersetzerin war Theaterregisseurin und zeigte mir die Bedeutung des Theaters als eines Ortes der Gestaltung von menschlichen Beziehungen auf. Das führte mich dazu, mich stärker mit der Bedeutung menschlicher Kreativität auseinanderzusetzen und in der Folge führte ich längere Gespräche mit einer befreundeten Malerin, die mich im Verlauf unserer Diskussionen auf die Arbeit von Cécil Ines Loos aufmerksam machte. Das Buch, das ich zu dieser Evaluationserfahrung verfasst habe, habe ich nie veröffentlicht.

Gründen, die mir nicht bekannt sind (Merton and Barber 2004). Es untersucht die Bedeutung von Zufallsfunden in der Wissenschaft. Als Forscher\*in hat man subjektiv immer wieder die Erfahrung gemacht, dass man mit seinem Forschungsvorhaben Glück oder Pech gehabt hat. Manchmal scheint alles im Forschungsprozess zu stocken, und man fühlt sich wie jemand im flachen Land, der auf dem Fahrrad fährt und dauernd gegen den Gegenwind ankämpft. Nicht nur die Haare sind dann zerzaust, man wird manchmal auch atemlos und ist ein wenig entmutigt, weil man scheinbar nicht vorankommt, trotz aller Anstrengung nicht. Und ebenso kennen alle Feldforscher\*innen das Gefühl, das alles zusammenstimmt, zusammenspielt, dass die Arbeit unglaublich leicht von der Hand geht, und man ständig Findings erhält, die man zwar nicht gesucht hat, die aber unerhört gut in den Gang der Forschung passen. Fühlt man sich im ersten Fall entmutigt und entwertet, so fühlt man sich im zweiten Fall so, als ob einem stets Alles gelingen könnte. In beiden Fällen ist die reflektierende Distanzierung von grosser Bedeutung, um sich weder über sich selbst noch über das Forschungsvorhaben zu täuschen. Zufallsfunde haben stets etwas mit Kreativität und Spiel zu tun – man könnte auch sagen »der Kalauer macht schalauer« – eine Attitude, der in der Mainstreamforschung mit einem gewissen und teilweise auch berechtigten Misstrauen begegnet wird.<sup>63</sup> Assoziativität mag zwar in manchen Fällen produktiv sein, aber sie ist nicht kontrollierbar und auch nicht wiederholbar.<sup>64</sup> Immer aber ist Assoziativität situativ, erfolgt in einem bestimmten Kontext, manchmal zusammen mit bestimmten Menschen, die diesen Moment jetzt gerade ausmachen. »Das Psychische und das Gesellschaftliche sind wechselseitig radikal irreduzibel und zugleich absolut untrennbar, das eine kann unmöglich ohne das andere existieren« (Castoriadis 2010 (1986), S. 112) . So hat Cornelius Castoriadis diesen Umstand in einer dialektischen

---

<sup>63</sup> Ein Beispiel dafür, wie Kreativität und spielerische Vorgehensweise für die Forschung verwendet werden können, liefert der Aufsatz *Das Suchen ist wichtiger als das Finden. Elaborierter Dilettantismus als Forschungsmethode* (Graf & Mutter 2007), vgl. dazu auch Lapassade 1993.

<sup>64</sup> Die Fruchtbarkeit assoziativer Verknüpfungen hat R. K. Merton in seinem Buch *Auf den Schultern von Riesen* gezeichnet, einer shandyanischen Reise durch die abendländische Geistesgeschichte, vgl. Merton 1980.



Klammer zusammengefasst, die in der Praxis des Forschens oft nicht leicht zu erkennen und auszuhalten ist.

## **Kommunikation – die Matrix der Kultur**

Kommunikation heisst etwas miteinander teilen

Weiter oben habe ich das folgende Zitat wiedergegeben, das ich hier nochmals wiederholen will. Es geht darin um Signale.<sup>65</sup> «Jede Person, Pflanze, Tier und Sache sendet Signale aus, die, wenn sie wahrgenommen werden, eine Botschaft an den Empfänger übermitteln. Diese Botschaft ändert die Information des Empfängers, und daher kann sie sein Verhalten beeinflussen. Wandel im Verhalten des Empfängers kann umgekehrt den Sender merklich beeinflussen, oder auch nicht. Manchmal ist die Wirkung einer Botschaft unmittelbar; ein anderes Mal wiederum sind die Botschaft und ihre Wirkung zeitlich und räumlich so weit getrennt, dass der Beobachter die beiden Ereignisse nicht miteinander verbindet» (Ruesch and Bateson 1995, S. 33). Der Begriff der Kommunikation selbst stammt aus dem Lateinischen. Das Wort bedeutet dort zunächst *teilen*, dann *miteinander teilen* und schliesslich *jemandem etwas mitteilen*. Kommunikation ist auf diesem Hintergrund betrachtet also das Ergebnis eines wechselseitigen Prozesses, in dem sich die an einem kommunikativen Prozess teilnehmenden Menschen gegenseitig beeinflussen, und die Ergebnisse bisheriger Kommunikation in die aktuelle Kommunikation einfließen.

Im Hinblick auf die Wissenssoziologie hatte Ludwik Fleck mit seiner Soziologie der Denkstile schon 1935 die Richtung gewiesen, wie diese Konstruktionen getan werden (Fleck 1980 (1935)). Für Ludwik Fleck war jedes Erkennen sozial bedingt und liess sich nicht auf eine zweigliedrige Beziehung des Objektes und des Subjektes, des Erkennenden und des Zu-Erkennenden reduzieren. »Historische und stilgemässe Zusammenhänge innerhalb des Wissens beweisen eine Wechselwirkung zwischen Erkanntem und dem Erkennen: bereits Erkanntes beeinflusst die

---

<sup>65</sup> Signal stammt ursprünglich aus der französischen Sprache. Das französische Verbum *signaler* meint, *melden*, *weitermelden* oder *anzeigen*.

Art und Weise neuen Erkennens, das Erkennen erweitert, erneuert, gibt frischen Sinn dem Erkannten.

Deshalb ist das Erkennen kein individueller Prozess eines theoretischen 'Bewusstseins überhaupt'; es ist Ergebnis sozialer Tätigkeit, da der jeweilige Erkenntnisbestand die einem Individuum gezogenen Grenzen überschreitet« (Fleck 1980 (1935)). In einer allgemeinen Art und Weise bestimmt Ludwik Fleck den Begriff des *Denkkollektivs* als »Gemeinschaft der Menschen, die im Gedankenaustausch oder in gedanklicher Wechselwirkung stehen« (Fleck 1980 (1935), S. 55). Ludwik Fleck sieht in einer solchen Gemeinschaft »den Träger geschichtlicher Entwicklung eines Denkgebietes, eines bestimmten Wissensbestandes und Kulturstandes, also eines besonderen Denkstils« (Fleck 1980 (1935), S. 55). Diese sehr allgemeine Begriffsbestimmung erlaubt es uns, den Begriff des *Denkstils* auf beliebige Denkkollektive anzuwenden. Es können dies temporäre Denkkollektive sein, wie etwa die Forschungsgruppe in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, die sich für die Dauer dieser Forschung zusammengefunden hatte, es können dies aber auch zeitlich überdauernde und sich an vielen Orten auf der Welt realisierende Denkkollektive sein, wie sie sich beispielsweise in einer wissenschaftlichen Disziplin ihre jeweiligen Vertreter\*innen versammeln können. Der Begriff des Denkkollektivs und jener des Denkstils erweisen sich epistemologisch als günstige Instrumente, um die Entwicklung dieses Forschungsvorhabens zu beschreiben und zu analysieren. Es ist in diesem Zusammenhang wichtig, auf den *ethnologischen Zugang* hinzuweisen, den Ludwik Fleck für seine Konzeption gewählt hatte, indem er immer wieder auf die Arbeiten des damals sehr berühmten französischen Ethnologen Lucien Lévy-Bruhl verwiesen hatte, insbesondere dessen Bücher (Lévy-Bruhl 1926; Lévy-Bruhl 1927). Die Grundidee, der dieser Zugang folgt, besteht darin, zunächst einmal alles Selbstverständliche als ein Nicht-Selbstverständliches zu hinterfragen.<sup>66</sup> Dieser Ausgangspunkt hat zur Folge, dass bisherige Traditionen in ihrer Funktion des Wahrnehmens, Fühlens, Denkens und Handelns jeweils situativ relativiert werden. Das bedeutet, dass sie in der jeweiligen Forschungssituation dem

---

<sup>66</sup> In einer ähnlichen Art und Weise geht auch die Ethnomethodologie vor, vgl. dazu Garfinkel 1996.

Handeln nur noch sehr begrenzt Orientierung zu geben in der Lage sind. Denkt man diese Gedanken konsequent zu Ende, so gelangt man zu den *Beschreibungen so far* und den *Beschreibungen from now on*, welche Josef Mitterer in seinem Aufsatz «Über Interpretation» vorgeschlagen hat (Mitterer 2010). Ob eine solche Bewegung immer wieder gelingt und wie eine solche Bewegung immer wieder gelingt, das sind zentrale Fragen an das Forschungsprojekt, über welches hier berichtet wird.

Dadurch stellt sich die Frage nach der leichten Sprache und ihrer Anwendung allerdings im Zusammenhang mit dem jeweiligen aktuellen kommunikativen Prozess.

### Kommunikation und Gedankenkreislauf und Denkzauber

Der Kreislauf eines Gedankens ist grundsätzlich immer mit dessen Umgestaltung verbunden. Jürgen Ruesch und Gregory Bateson unterscheiden in ihrer Kommunikationstheorie vier verschiedene Momente des Beobachtens, welche die verschiedenen Ebenen von Kommunikation beschreiben. Das Problem bei der Beobachtung von Kommunikation besteht darin, dass eine Beobachter\*in stets nur eine Ebene der Kommunikation beobachten kann. »The assumption is made that a human observer can focus upon various aspects of communication, with various magnifications, while the limitations and characteristics of his perceptual apparatus remain the same« (Bateson and Ruesch 1987, S. 274). Dieses Moment des Beobachtens ist wichtig für jegliche Forschung. Unter den fixierten Bedingungen des Wahrnehmungsapparates verändert sich in Abhängigkeit der gewählten »Vergrößerung« das Feld, das beobachtet werden kann. Es scheint also für bestimmte Zielsetzungen optimale »Distanzen«, bzw. »Vergrößerungen«. Wer ein grosses Umfeld simultan ins Blickfeld nimmt, sieht weniger Details, wer ein Detail genau betrachtet, sieht ein weniger grosses Umfeld. Das Gerichtetsein der Wahrnehmung einer menschlichen Beobachter\*in beeinflusst die Wahrnehmung der Kommunikation. »Depending upon whether he (der menschliche Beobachter / eog) upon small or large entities, he will see the various functions in greater or smaller detail. It follows that the process of receiving, evaluating and transmitting can be observed at the intrapersonal, interpersonal, group and cultural levels or organization« (Bateson

and Ruesch 1987, S. 274). Diese verschiedenen Ebenen der Beobachtung ermöglichen und limitieren verschiedene Momente von Kommunikation, die beobachtet werden können. Auf der innerpersonellen Ebene kann die Selbstreflexion noch durch die Akteur\*in beobachtet werden. Auf einer interpersonalen Ebene bezieht sich die Beobachtung auf die Kommunikation zweier Menschen, auf einer gruppalen Ebene sind mehrere bis viele Menschen involviert, während auf der kulturellen Ebene viele Gruppen impliziert sind (Bateson and Ruesch 1987, S. 274/275). Im Laufe eines Forschungsprozesses, der hauptsächlich Gruppenprozesse ins Blickfeld nimmt, tauchen diese vier von Ruesch und Bateson genannten Organisationsebenen der Kommunikation stets auf. Es ist jeweils eine pragmatische Entscheidung einer Forscher\*in, auf welche dieser Ebenen sie in welcher Situation des Prozesses gerade ihre Aufmerksamkeit richtet. Genau hier kommt ihr eigener Denkstil mit ins Spiel. Die Art und Weise ihrer Entscheidungen ist abhängig von der Gesamtheit ihrer Bedingungen als Forscher\*in, das, was ich »Kontext der Forschung« genannt habe (Graf 1990; Graf 2008). Auf der Ebene der Selbstreflexion der Forscher\*in spielt die Analyse der eigenen Gegenübertragung nun eine wichtige Rolle, um das jeweils Beobachtete zu kontextualisieren.

»The focus of the human observer is not fixed; rather it has to be viewed as a fluctuation or oscillation phenomenon in which quick glances are taken rapidly at various levels and at various functions. Communication is an extremely dynamic phenomenon with a rapid rate of change of levels and of functions, which range from evaluation to transmission and conduction« (Bateson and Ruesch 1987, S. 274). Da die Beobachter\*in durch ihre beobachtende Aufgabe stets Teil des Geschehens, das sie beobachtet, ist, entsteht durch die von Ruesch und Bateson vorgenommene Beschreibung der Kommunikationsebenen eine ziemlich grosse Komplexität der beobachteten sozialen Situation. »But regardless of whether the scientist chooses to observe communication at the interpersonal or at the group level, he must at all times determine his position as observer. This involves not only a clarification of the levels at which he operates but also an identification of the functions which he possesses within the system of communication which he is in the process of studying« (Bateson and Ruesch

1987, S. 274). In genau dieser Situation befanden sich die Forscher\*innen der Universität, welche zusammen mit den Forscher\*innen der Kreativwerkstatt an diesem Forschungsprojekt arbeiteten. Im Zentrum der gesamten Untersuchung stand das Projekt, welches die Forschungsgruppe verfolgte, und als dessen Ziel ein Buch, eine Webseite und ein eBook entstanden ist und noch entstehen. Die Analyse der Aufgabe, so wie sie sich die Gruppe an jeder Sitzung stellte und wie sie sich über die Zeit hinweg durch ihr Stellen an vielen Sitzungen der Forschungsgruppe entwickelt hatte, stand in Zentrum der koordinierten und beobachteten Arbeit der Forschungsgruppe.

Der Denkstil, der hier seine Anwendung findet, ist jener der operativen Gruppe. Die Denkstile erzwingen eine gewisse Gleichförmigkeit der Gedanken, was sich besonders gut an den technischen Begriffen einer Disziplin zeigen lässt, die wie Fleck sagt, eine Art «Denkzauber» ausüben, indem sie mehr bedeuten als das, was sie im engen Sinne meinen, da sie als Symbole und Schlagworte eingesetzt werden (vgl. dazu Fleck 2008 (1936), S. 91). »Der grundlegende Punkt ist, dass ein technischer Terminus innerhalb seines Denkkollektivs etwas mehr ausdrückt, als seine logische Definition enthält: Er besitzt eine bestimmte spezifische Kraft, er ist nicht bloss Name, sondern auch Schlagwort oder Symbol; er besitzt etwas, was ich einen eigentümlichen Denkzauber nennen möchte« (Fleck 2008 (1936), S. 91) . Beispiele für solche Zaubereien finden sich in der Erziehungswissenschaft seit langem und in grosser Anzahl. Man denke etwa an die homerischen Debatten darüber, ob Fremdbetreuung Kinder schade, ob Inklusion möglich sei, ob Begabung etwas mit Vererbung oder lernen zu habe und so weiter. Die Begriffe werden nicht nur semantisch, sondern auch emotional aufgeladen und ab einem bestimmten Moment der diskursiven Eskalation hören die Protagonist\*innen auf, aufeinander zu hören und der Streit dauert so lange an, bis ein anderer Begriff emotional aufgeladen wird, und die Debatte einschläft.

Fleck nennt als Beispiel: «Doch auch moderne wissenschaftliche Termini besitzen diesen eigentümliche Stilzauber, diese eigentümliche sakramentale Kraft.

Sie steckt in solchen Termini wie «Gattung» (Zoologie und Botanik), «Atom» (Physik und Chemie), «Analyse» (Chemie),

«Diagnose» (Medizin), «Keimblatt» (Embryologie), «Organ» (Anatomie), «Funktion» (Mathematik) usw. Keiner dieser Termini lässt sich restlos durch eine logische Explikation ersetzen, denn die Tradition der betreffenden Disziplin, ihre historische Entwicklung haben sie mit jener eigentümlichen sakramentalen Kraft umhüllt, die die Mitglieder des Kollektivs stärker anspricht als der logische Inhalt. Gäbe es nicht die Kraft des Terminus «Gattung», wäre der Kampf um den Evolutionismus und Darwinismus nicht möglich gewesen, gäbe es nicht eine ähnliche Kraft des Terminus «Quadratur des Kreises», hätte sich vielleicht niemand um sie gekümmert» (Fleck 2008 (1936), S. 92). Ludwik Fleck hatte hier auf den irrationalen Grund offenbar logischer und rationaler Setzungen, die sich selbst nicht einfach logisch und rational begründen lassen, verwiesen. Solche Aspekte gehen manchmal im Streit wissenschaftliche Disziplinen und Fakultäten unter. Ludwik Fleck ging noch einen Schritt weiter und behauptete, dass die Einführung in einen Denkstil gewissermassen eine magische sei. «Alle Pädagogen wissen, dass die Einführung in irgendeinen Gedankenbereich immer über eine 'Lehrlingszeit' führen muss, in der nur Autorität und Suggestion wirken, nicht hingegen irgendeine 'rationale' Erläuterung. Diese Einführungen haben in allen Bereichen den Wert eines aus der Ethnologie bekannten *Einweihungssakraments* (im Original kursiv, eog). In keine Disziplin kann man durch das Studium ihres abgeschlossenen Begriffssystems eindringen, immer muss es eine teils historische, teils anekdotische und dogmatische «Einführung» geben. Sie ist eine Übung darin, sich der spezifischen Kollektivstimmung zu fügen. Kein Gebiet kann man verstehen ohne seine geschichtliche Entwicklung zu kennen, man kann jedoch auch diese Entwicklung nicht verstehen, wenn man nicht seine heutigen Begriffe kennt: Schon das allein macht ein rationalistisches Unterrichten unmöglich» (Fleck 2008 (1936), S. 92). Fügt man diesen Aussagen von Ludwik Fleck noch die Vorstellung der *Gruppenabwehr* hinzu, wie sie Stavros Mentzos entwickelt hatte (vgl. Mentzos, 1976), und kombiniert dieses Konzept mit der Vorstellung von Georges Lapassade, dass Organisationen auch als '*Gruppen von Gruppen*' verstehbar sind (vgl. Lapassade 1972) , dann werden die heute oft zu beobachtenden Schwierigkeiten, sogenannte interdisziplinäre

oder transdisziplinäre Diskurse in Forschungsprozessen zu etablieren, besser verständlich.

Unter den Voraussetzungen, dass Denkstile weit voneinander entfernt sind, erscheint Verständigung als schwierig. «Verständigung ist grundsätzlich nur innerhalb einer Gemeinschaft möglich, zwischen verwandten Gemeinschaften spielt sie sich schon mit gewisser Komplikation ab: der Austausch eines Gedankens zwischen den Gruppen ist immer mit seiner mehr oder weniger deutlichen Umänderung verbunden. Von einer Gruppe in die andere übergehend ändern die Worte ihre Bedeutung, die Begriffe erhalten eine andere Stilfärbung, die Sätze einen anderen Sinn, die Anschauungen einen anderen Wert. Sind die Gruppen sehr voneinander entfernt, so kann der Gedankenaustausch ganz unmöglich sein, die Transformation eines Gedankens besteht dann in seiner völligen Vernichtung» (Fleck 2008 (1936), S. 71). Die Lösung kann nur darin bestehen, dass es einem temporären Denkkollektiv gelingt, einen aktuell geteilten gemeinsamen Denkstil aufzubauen. Ein solcher Prozess hat allerdings stets zur Folge, dass der Gebrauch von Begriffen und Konzepten und auch die Semantik der Begriffe und Konzepte sich verändern, weil die Ideen sich im Prozess ihrer Zirkulation in Denkkollektiven verändern (vgl. Fleck 2008 (1936), S. 71). In der Kommunikation zwischen Denkkollektiven erfolgt die Anpassung der Gedanken, ihre Simplifikation. Ludwik Fleck spricht in diesem Zusammenhang von «Propaganda» (vgl. Fleck 2008 (1936), S. 72).

Im Hinblick auf das Kollektiv, dem man zugehörig ist, hatte Fleck behauptet, man könne Gedanken von Erkenntnisinhalten popularisieren, um sie etwa den Lai\*innen des eigenen Kollektivs zugänglich zu machen; man könne sie aber auch als Information verwenden, um sie gleichwertigen Fachleuten mitzuteilen, oder man könne sie zu Zwecken der Legitimation formulieren, um gewissermassen ihre allgemeine Gültigkeit für das jeweilige Kollektiv festzuschreiben.

Die Legitimation einer Aussage löst sie tendenziell aus ihrem Kontext, indem sie der Uniformität des Kollektivs angepasst wird. Dies ist besonders interessant im Zusammenhang mit der Migration eines Gedankens aus einem Zeitschriftenaufsatz in ein Lehrbuch. Steht der Satz in einem Zeitschriftenaufsatz, dann ist er tendenziell nichts Anderes als die Behauptung des Autors X, die

mehr oder weniger plausibel erscheint. Steht die gleiche Aussage in einem Lehrbuch, dann gilt sie tendenziell als mehr oder weniger anerkanntes Moment des Wissens der Disziplin, von welcher das Lehrbuch handelt.

Aufgrund der im Wissenschaftssystem geltenden Schichtung von Prestige ist der einfache Informationsaustausch zwischen gleichrangigen Fachleuten zwar nicht eben selten, er spielt sozial eine eher geringe Rolle. Die wissenschaftlichen Disziplinen organisieren über ihre Institutionen stets Kongresse und Tagungen, an welchen die eingeladenen Wissenschaftler\*innen ihre Gedanken und Forschungsfindings vortragen. Der Gedankenaustausch findet nach meinen eigenen Beobachtungen und Erfahrungen aber nicht nur in den Sitzungen der Kongresse statt. Dort hatte ich jeweils oft den Eindruck, dass es sich bei Diskussionen um statusbestimmtes Gerangel gehandelt hatte. Der gedankliche Austausch hatte in vielen Fällen bei den informellen Treffen in der Kaffeepause, beim Mittagessen, beim Abendessen, beim Biertrinken am Abend stattgefunden. Aus solchen Treffen hatten sich manchmal auch Freundschaften ergeben, die lange Zeit andauerten, und innerhalb solcher Netze hatte ich mich oft ausgetauscht, hatte ich meine Papers in verschiedenen Phasen ihrer Entstehung diskutieren können.

In der von Jurgen Ruesch und Gregory Bateson vorgeschlagenen Kommunikationstheorie werden vier grundlegende Momente der Kommunikation erwähnt: bewerten, senden, übertragen und empfangen. Dieser Prozess lässt sich auf intrapersonaler, interpersoneller, auf der Gruppen- und der kultureller Ebene von Organisationen beobachten. Die jeweiligen Kontexte, in denen Kommunikationssituationen beobachtet werden, müssen mit in die Analyse des Beobachteten einbezogen werden, denn es sind diese Kontexte, die den wahrgenommenen Unterschieden im Denkstil der Beobachtenden einen Sinn zu verleihen vermögen. »The choice of the network also determines the metacommunicative processes that is, the explicit or implicit instructions of the participants to each other and to the observer as to the way the messages ought to be interpreted« (vgl. Fleck 2008 (1936), S. 72) . Aus meiner Sicht bietet die von Jurgen Ruesch und Gregory Bateson vorgeschlagene Kommunikation auch deshalb grosse heuristische Vorteile, weil sie skalierbar ist; sie vermag



sowohl physiologische Vorgänge im Organismus einer Person zu beschreiben als auch Vorgänge, die sich im Rahmen komplexer Organisation abspielen. Dadurch bietet sie einen Rahmen, komplexe Reaktionen von Menschen, die sich in einem Arbeitszusammenhang befinden, zu analysieren.

Wir können beispielsweise in Gruppen oft beobachten, wie bestimmte Interaktionsverläufe bei einzelnen Gruppenmitgliedern zu physiologischen Reaktionen führen (jemand errötet, fühlt sich mit einem Mal schlecht, erleidet eine Kopfwerehtacke, gerät ins Schwitzen, beginnt zu stammeln und so weiter). Während nun in interpersonalen Kommunikationssituation unter den Bedingungen der Kopräsenz eine gewisse Symmetrie für das kommunikative Handeln besteht, und Mitteilungen aufgrund der Reaktionen des Gegenübers allenfalls korrigiert werden können, sind die Bedingungen der Kommunikation in der Gruppe etwas anders. Die Möglichkeiten des Empfangens und Übertragens von Mitteilungen innerhalb einer Gruppe sind unter den Gruppenmitgliedern nicht unbedingt symmetrisch verteilt. In manchen Fällen der Kommunikationsorganisation sind sie sogar sehr einseitig zwischen den Gruppenmitgliedern verteilt. »Typically, in larger organized groups only the source or only the destination of many messages is distinct and known to the participants; the unknown part is related to the fact that individuals may either act as source and destination, or as channels which merely relay the message to the other individuals. The correction of messages is therefore delayed and frequently is possible only by short-cutting the traditionally established pathways» (Bateson and Ruesch 1987, S. 281). Die Komplexität und Arbeitsteiligkeit, die in einer bestimmten Gruppe eingerichtet ist, führt dazu, dass die Vollständigkeit der Information, die ein bestimmtes Gruppenmitglied erhält, mit zunehmender Komplexität der Gruppe abnimmt. Im Rahmen des Forschungsprojektes hatte sich diese Entwicklung in den vergangenen drei Jahren sehr gut beobachten lassen. Nicht alle Gruppenmitglieder waren in ihrer Entwicklung als Teil der Forschungsgruppe gleich schnell gewesen und nicht alle hatten auch das Gleiche gemacht. Allen gemeinsam gewesen war aber, dass sie alle beobachtet hatten, wie die anderen Mitglieder der Forschungsgruppe gearbeitet hatten. Hatte sich jemand für seine Interviews eine bestimmte Frage ausgedacht, so dauerte es

manchmal eine längere Zeit, bis jemand anderer diese Frage in seinen/ihren Interviews verwendete. Ebenso liess sich beobachten, wie bestimmte Fragestellungen in der Gruppe wanderten. So bezog eine Person bei der Beschreibung von konkreten Tätigkeiten, die in der Kreativwerkstatt ausgeübt werden, stets kulturgeschichtliche Informationen mit ein, die teilweise Informationen beinhalteten, die weit in die Geschichte der menschlichen Zivilisationen zurückreichten. Rund ein Vierteljahr später verwendete ein anderes Mitglied der Forschungsgruppe den gleichen Topos bei der Beschreibung einer anderen Kulturtechnik. Diese Beispiele zeigen, wie der Austausch innerhalb der Forschungsgruppe zu einem gegenseitigen Lernen der Mitglieder der Forschungsgruppe voneinander geführt hatte, zu einer Konvergenz der Denkstile der einzelnen Gruppenmitglieder und der Herausbildung eines gemeinsamen Denkstils. Dieser Übergang des Denkstils lässt sich in allen Gruppen beobachten. Das mitgebrachte Referenzschema der einzelnen Gruppenmitglieder verändert sich im Kommunikationsprozess, in der gemeinsamen Arbeit an der Aufgabe entsteht ein neues gemeinsames Referenzschema.

Jedes Referenzschema<sup>67</sup> enthält stets eine ganze Menge an kommunikativen Leistungen, die der Kultur zuzuschreiben sind. Für das einzelne Individuum erscheinen diese Kommunikationsleistungen oft schwer oder gar nicht als Kommunikationsleistungen wahrnehmbar.

Zudem hat das einzelne Individuum aus seiner Perspektive betrachtet nur wenig Möglichkeiten diese Kulturleistungen direkt zu beeinflussen. Das führt oft dazu, dass einzelne Personen sich ihrer Kultur auch ausgeliefert fühlen. Eine Strategie mit dem scheinbar Unausweichlichen und Unabänderlichen umzugehen, liegt darin, es zu naturalisieren.

»When participating in a cultural network, people are in many cases unaware of being the receivers or senders of messages. Rather the message seems to be an unstated description of their way of living. They attribute to it no human origin but they transmit the message to others by living in accordance with its content, which they regard as 'human nature'« (Bateson and Ruesch 1987,

---

<sup>67</sup> Zum Begriff des Referenzschemas, vgl. Graf und Siedler 1997.

S. 282). Wenn es gelingt, durch Akte der Kommunikation hergestellte menschliche Verhältnisse als natürlich anzusehen, dann ist der status quo dieser Verhältnisse weitgehend gerechtfertigt, denn gegen die Natur vermag niemand etwas auszurichten. Hier ist an den Essay von Mary Douglas »Wie Institutionen denken« zu erinnern, die darauf hingewiesen hat, dass Institutionalisierungsprozesse stets kulturelle Prozesse sind, die das, was sie institutionalisieren in Natur und Kultur verankern. »Jede Institution, die ihre Gestalt bewahren will, muss Legitimität erlangen, indem sie sich in Natur und Vernunft verankert. Dann bietet sie ihren Mitgliedern eine Reihe von Analogien, mit denen sie die Welt erkunden, sowie die Natürlichkeit und Vernünftigkeit der institutionellen Regeln rechtfertigen können; auf diese Weise vermag sie eine beständige und identifizierbare Form zu erlangen und zu bewahren« (Douglas 1991 (1986), S. 181).

Diese Beispiele zeigen, dass in konkreten menschlichen Situationen, und das sind die einzigen, die der menschlichen Untersuchung zugänglich sind, stets die Gesamtheit der menschlichen Möglichkeiten vorhanden ist, stets nach dem jeweils vorherrschenden kulturellen Mustern in Latenz.

### **Ambulante Forschung – Forschungsambulanz**

Ambulante Forschung ist ein Unterfangen, das sich am Rande der wissenschaftlichen Welt bewegt. Die Akademie ist nicht der einzige soziale Ort, wo wissenschaftliches Wissen entsteht. In den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts hatte ich mit Freund\*innen zusammen eine neue Art der Forschung erprobt, die wir damals in Anlehnung an einen Begriff von Giles Deleuze und Felix Guattari »ambulante Wissenschaft« genannt hatten (Deleuze and Guattari 1992, S. 511). Diese Forschung drehte sich um den polnischen Philosophen Ludwik Fleck, und als eines von mehreren Ergebnissen hatten wir 2002 am Max-Planck-Institut für Wissenschaftsgeschichte in Berlin in einer Ausstellung die Lebensgeschichte, das Werk und die Werkrezeptionsgeschichte des Werkes von Ludwik Fleck gezeigt. Auf der Webseite des Ludwik-Fleck-Kreises sind diese Arbeiten dokumentiert (vgl. [www.ludwik-fleck-kreis.org](http://www.ludwik-fleck-kreis.org)). Das Experiment war für uns eine aufregende Erfahrung, denn wir arbeiteten gemeinsam an einer Aufgabe ohne, dass wir uns je vollzählig versammelt getroffen

haben. Wir haben folgendermassen darüber geschrieben: »Eine gemeinsame Arbeit war nur unter radikaler Anerkennung der Heterogenität und sozusagen „unter freiem Himmel“ möglich. Da es keinen gemeinsamen Ort, keine gemeinsame Organisation gibt, der wir alle angehören, – befindet sich unsere gemeinsame Arbeit quasi „unterwegs“ – auf gemeinsamen Reisen, Besuchen an den unterschiedlichen Orten. Wir treffen uns zu Arbeitssitzungen, und stets ist die Zeit begrenzt und die Abfahrtszeit des Zuges steht schon fest. Wir bildeten, mit den Worten Ludwik Flecks, ein „temporäres Denkkollektiv“, das hauptsächlich durch das Interesse an Ludwik Fleck und seiner Theorie zusammengehalten wurde. Die ursprüngliche Gruppe war in ihrer Gesamtheit nur einmal - zu Beginn - an einem Abend in Villigst, anlässlich einer Sommeruniversität, zu der wir aus ganz verschiedenen Gründen eingeladen worden waren, zusammengekommen. Vollständig, d.h. gemeinsam mit dem Künstler Pit Arens hatten wir uns ebenfalls nur einmal – zwei Stunden vor Ausstellungseröffnung getroffen« (vgl. Ludwik-Fleck-Kreis 2002, S. 51). Die Spurensuche zum Werk Ludwik Flecks führte uns quer durch viele Länder unter anderen nach Frankreich, nach Deutschland, nach Österreich und nach Polen.

Das Konzept der ambulanten Wissenschaft besteht darin, die *Singularität* ernst zu nehmen und die eigenen Wissensbestände mit vorsichtiger Zurückhaltung zu behandeln. Unsere Wahrnehmungen zeigen uns ein stets vorläufiges, fragmentiertes und situatives Bild unserer Wirklichkeit. Wir sehen Vieles, nehmen Vieles wahr und stellen immer wieder die Vorläufigkeit unserer Urteile fest, die im Sinne des Wortes nichts Anderes als Vor-Urteile sein können. »Die ambulante Wissenschaft bleibt der Singularität auf der Spur, lauscht dem Phänomen des Einzelnen/Einzigartigen seine Wahrheit ab – im vorsichtigen Verzicht darauf, sich ein bekanntes Wissen bestätigen lassen zu wollen oder eine Form oder ihre Gesetzmäßigkeiten wiedererkennen zu wollen« (Ludwik-Fleck-Kreis 2002, S. 51).

Das Moment der Serendipität, das Elinore Barber und Robert King Merton für die sozialwissenschaftliche Arbeit fruchtbar gemacht haben, erhält bei dieser Vorgehensweise des Herumschweifens und Fragenstellens eine wichtige Bedeutung (vgl. Merton and Barber 2004). Mit einem Mal und immer wieder haben wir den

Eindruck »Glück« gehabt zu haben erfahren, weil sich »zufälligerweise« etwas zusammengefügt, uns etwas aufgefallen ist, das für den Fortgang der Forschung wichtig ist. Viele dieser Zufallsfunde gleichen einem Phänomen, das sich oft bei Mannschaftssportarten beobachten lässt und das alle kennen, die über eine längere Zeit hinweg eine Mannschaftssportart ausgeübt haben. Alle kennen als negative Beispiele, dass es einem Kollektiv nicht gelingt, sich zu formen und eine Gruppe zu sein, deren Arbeitsteilung zum Erfolg führt. Manchmal erlebt man in einer Mannschaft das Gegenteil, dass man viel besser spielt, als man es normalerweise kann. Es entsteht jenes Kairos, jener günstige Moment, den es zu ergreifen und für die eigene Zielsetzung zu nutzen gilt. Dann fügen sich mit einem Male die verschiedenen Elemente des Kommunikationsprozesses, aus denen etwa ein Fußballspiel besteht, zu einer bestechenden Einheit zusammen, und alles scheint möglich. Es entstehen Euphorie und Glücksgefühle, die wieder abklingen und manchmal zu einer kollektiven depressiven Verstimmtheit führen. Forschungsprozesse unterliegen ähnlichen Oszillationen und Forscher\*innen die in ihrer Forschungsarbeit der ambulanten Forschung verpflichtet sind, halten sie genauso fest, wie sie versuchen, alle diese vielfältigen Singularitäten und Vielheiten festzuhalten. Ebenfalls zu dieser Art des Forschens gehört das grossartige Werk von Stanislaw Lem »*Philosophie des Zufalls. Zu einer empirischen Theorie der Literatur*« (Lem 1983). Wieder lässt sich eine Geschichte der Serendipität erzählen, die Karl Mutter und mir im Zuge unserer Recherchen zu Ludwik Fleck widerfahren war. Wir hatten die Erwähnung der epistemologischen Aufsätze von Ludwik Fleck durch Stanislaw Lem in seiner Philosophie des Zufalls relativ früh bemerkt und dachten, dass Lem einer der ersten Autoren war, der Fleck in deutscher Sprache rezipierte. 1997 hatten wir – Karl Mutter und ich – Gelegenheit Stanislaw Lem in Krakau zu treffen und ein Gespräch mit ihm zu führen. Darin erzählte er uns, wie er auf die Aufsätze von Ludwik Fleck gestossen war, als er nach seinem Medizinstudium Hilfsredakteur bei jener polnischen Wissenschaftszeitschrift war, in welcher Ludwik Fleck seine Texte veröffentlicht hatte. Der Name von Ludwik Fleck sei ihm aufgefallen, weil er den Dr. Ludwik Fleck aus seiner Jugendzeit in Lemberg kannte, wo er als Botenjunge

Laborproben aus der Arztpraxis seines Vaters ins das medizinische Labor von Ludwik Fleck zu bringen und die Analysen von dort abzuholen hatte.

Die mit einem Denkstil einhergehende Stimmung, die latente Bereitschaft im Rahmen dieser Stimmung Phänomene festzustellen, führt zu einer selektiven Wahrnehmung, die letztlich die Forscher\*in zu ihren Befunden führt. In dem Ausmass, wie es den Forschenden gelingt die scientific community von der Bedeutung ihrer Befunde zu überzeugen, führen sie ihren Befunden Prestige zu und rechtfertigen diese in wachsendem Ausmass, bis sie schliesslich innerhalb einer Disziplin Eingang in den Kodex des vorläufig als gesichert betrachteten Wissens finden.

Ein interessantes Beispiel hierfür ist die Auseinandersetzung um die Arbeiten von Eberhard Zangger und seine Behauptungen über den Trojanischen Krieg (vgl. nzz. online / [http://www.nzz.ch/feuilleton/kunst\\_architektur/kontroverse-in-der-archaeologie-entscheidungsschlacht-um-troja-ld.82069](http://www.nzz.ch/feuilleton/kunst_architektur/kontroverse-in-der-archaeologie-entscheidungsschlacht-um-troja-ld.82069) / 12.5.2016, 05:30 Uhr). In diesem Aufsatz der NZZ kann man lesen »...als ein junger deutscher Geophysiker vor zwanzig Jahren eine neue Theorie zum Untergang Trojas vorstellte, war Scharlatan noch die liebevollste Bezeichnung, zu der sich die Platzhirsche der Archäologen hinreissen liessen (...) In den neunziger Jahren wurde Eberhard Zangger vor allem in Deutschland angefeindet, ausgelacht oder schlicht ignoriert. Seine Theorien wischte man vom Tisch. Althistoriker, Archäologen, Philologen und Orientalisten erklärten ihn zum Nonvaleur. Gelegenheit, seine Ansichten zu verteidigen, erhielt er kaum. Nach jahrelangen Grabenkämpfen zog er sich aus der Archäologie zurück. Dass er nicht Archäologe war, war das eine Hindernis. Indem er seine Thesen mit polemischen Attacken gegen die universitäre Altertumsforschung garnierte, schuf er sich ebenso wenig Wohlwollen wie mit selbstbewussten Auftritten, in denen er sich als Ritter einer modernen Wissenschaft inszenierte, der gegen verknöcherte Forschungsbeamte kämpft. Dass ein amerikanisches Fachblatt sein Buch als Geniestreich lobte und der «Spiegel» ihn als «Einstein der Archäologie» feierte, machte ihn endgültig zum Enfant terrible. Das Urteil der Fachwelt stand fest: eine unselige Mischung von Populärwissenschaft und

Auswüchsen einer überbordenden Phantasie – Erich von Däniken lässt grüssen. (...) Zangger bekam zu spüren, dass er sich an eine heilige Kuh der Altertumswissenschaft gewagt hatte: Troja – nicht einfach eine Stadt in Kleinasien, kein Forschungsgegenstand wie jeder andere, sondern eine Chiffre, die für die abendländische Kultur nach wie vor identitätsstiftend ist. Aus der Luft gegriffen waren seine Thesen jedenfalls nicht, auch wenn er zum Teil voreilige Schlüsse zog. Zangger war nicht Archäologe und von keiner Universität besoldet. Doch mehr als ein begeisterter Dilettant ist er allemal.

Als Geophysiker verfügte Zangger über einschlägige Erfahrung in der archäologischen Feldforschung. Nach dem Studium in Stanford und Cambridge arbeitete er für archäologische Surveys und Grabungen. Er bemühte sich intensiv darum, seine These, Troja sei bedeutend grösser gewesen, als bisherige Grabungen dies belegten, mit geophysikalischen Untersuchungen zu untermauern. Das Unterfangen gelang ihm nicht. Die Genehmigung für die Untersuchung wurde vom türkischen Staat in letzter Minute zurückgezogen – wie man munkelt, auf Drängen des damals in Troja tätigen deutschen Ausgräbers, der über beste Beziehungen zur Regierung verfügte und keine Konkurrenz dulden wollte. (...) Das ist lange her, der Rauch hat sich verzogen. Unter der Asche aber glüht es weiter. Eberhard Zangger ist seit langem in einer anderen Branche tätig. Doch die Leidenschaft für die Archäologie und für die antike Mittelmeerwelt hat er sich bewahrt. Er ist nach wie vor überzeugt von seiner These und er nimmt einen neuen Anlauf, um sie zu untermauern. Mit einem Buch, das dieser Tage erscheint, und mit einer Website will er den Impuls aufnehmen, den er in den neunziger Jahren zu setzen versuchte. Zusammen mit Mitarbeitern hat er an seinem privaten Institut in Zürich die Fakten zur Besiedlung des antiken Kleasiens aufgearbeitet. Trägerschaft seiner Forschung ist eine Stiftung, deren Stiftungsrat unter anderem der ehemalige Präsident der ETH Zürich, Olaf Kübler, und der Hamburger Literaturwissenschaftler Jan Philipp Reemtsma angehören.

Die Grundthese ist die gleiche wie vor zwanzig Jahren: Die radikalen Veränderungen, die am Ende des zweiten vorchristlichen Jahrtausends in Kleinasien und in der östlichen Ägäis in kurzer Zeit zum Zusammenbruch mehrerer Grossreiche

führten, sind Ergebnis von gewaltigen kriegerischen Auseinandersetzungen. «Ein Weltkrieg, nach heutigem Verständnis», sagt Zangger. Als grosse Player standen sich die Hethiter in der heutigen Osttürkei und die mykenischen, minoischen und kykladischen Fürstentümer in der Ostägäis gegenüber. Und dazwischen? Da lag zum Beispiel Troja« ([http://www.nzz.ch/feuilleton/kunst\\_architektur/kontroverse-in-der-archaeologie-entscheidungsschlacht-um-troja-ld.82069/](http://www.nzz.ch/feuilleton/kunst_architektur/kontroverse-in-der-archaeologie-entscheidungsschlacht-um-troja-ld.82069/) Abfrage 2. 7. 2016).

Ich habe dieses Beispiel so ausführlich erwähnt, weil ich mich in den 90er Jahren des letzten Jahrhunderts für diese Auseinandersetzung interessierte hatte und als Soziologe und Historiker die Sichtweise von Eberhard Zangger relativ einleuchtend fand, da ich mich gewohnt war, Sachverhalte eben als Verhältnisse, in denen sich verschiedene Aktanten verhalten, zu sehen. Zu den inhaltlichen Aspekten der Argumente konnte ich mich damals und kann ich auch heute nicht äussern, da ich kein Spezialist für diese Epoche und Vorderasien bin. Spannend fand ich, wie heftig damals die Auseinandersetzung geführt wurde, wie emotional da gekämpft wurde, wo es doch nur darum ging, wo allenfalls ein paar Mauerreste noch zu finden gewesen wären. Und spannend finde ich, was Eberhard Zangger aus dieser Niederlage vor 20 Jahren gelernt hat: er hat sich massiv wissenschaftliches Prestige eingekauft, kulturelles Kapital<sup>68</sup> akkumuliert. Die nächsten Jahre werden zeigen, ob seinen Thesen jetzt mehr Beachtung geschenkt werden wird.

Ambulante Forschung, radikale Aufklärung und Anerkennung in hierarchisierten Verhältnissen

Ambulante Forschung, Forschung also, die ausserhalb der akademischen Institutionen stattfindet, aber mit ihr doch auch in Verbindung treten will, hat es sehr schwer, innerhalb dieser Institutionen Gehör für ihre Anliegen zu finden. Die akademische Institution schützt sich mit einer Unterscheidung, die sie der Unterscheidung der katholischen Kirche entnommen hat, der Unterscheidung zwischen den Lai\*innen und den Nicht-Lai\*innen. In der Kirche sind das die Kleriker (Frauen sind in der katholischen

---

<sup>68</sup> Zum Begriff des kulturellen Kapital, vgl. Bourdieu 2005.



Kirche in priesterlicher Funktion nicht möglich) und in der Wissenschaft sind das die Fachleute und die Spezialist\*innen, die innerhalb der Akademie über die entsprechenden akademischen Grade verfügen, bestimmte Inhalte als für ein wissenschaftliches Fach (eine Disziplin) als wichtig oder unwichtig zu bezeichnen. Ambulante Forschung ist von ihrer Herkunft her und von ihren Absichten her stets eine auf radikale Aufklärung ausgerichtete Forschung. Sie nimmt ernst, was Hans Mayer schon in den siebziger Jahren des letzten Jahrhunderts in seinem Essay über »Aussenseiter« geschrieben hatte, dass die bürgerliche Aufklärung gescheitert sei (Mayer 1981 (1975), S. 9). Das Scheitern der bürgerlichen Aufklärung bedeutet nicht, dass Aufklärung generell scheitert oder scheitern muss, sondern es bedeutet nur, dass sie im Rahmen der bürgerlichen Kultur an den kapitalistischen Widersprüchen gescheitert ist. »Die Hoffnungsphilosophie von *Ernst Bloch* (im Original kursiv, eog) mit den Grundpostulaten menschlich aufrechten Ganges und des Menschenwegs hin zu einer Heimat, worin keiner je gewesen sei, hat jene Permanenz der Aufklärung jenseits der Bourgeoisie ernsthafter und unbefangener verkündet, als das vorher geschehen war. Zum Prinzip Hoffnung gehörte stets das 'Programm Citoyen'. Unter dem Citoyen jedoch war der bürgerliche Mensch zu verstehen, der den Träumen seiner Jugend, also der bürgerlichen Revolution, treu geblieben war: als ein permanenter Jakobiner« (Mayer 1981 (1975), S. 10). In diesem Programm der radikalen Aufklärung ist die Frage zu stellen: »gehören die Monstren aller Art zur Menschheit, so dass auch ihnen das Licht der Aufklärung leuchten durfte? An dieser Antinomie ist Aufklärung bis heute gescheitert. Sie versagt vor den Aussenseitern« (Mayer 1981 (1975), S. 13). So rückt in der politische Perspektive der ambulanten Forschung der mit den Aussenseitern gemeinsam zu untersuchende Umgang der Kultur mit den Aussenseitern ins Zentrum der forschenden Neugier. Im Rahmen etablierter Forschung gibt es im deutschsprachigen Raum die Forschungsarbeiten von Roland Girtler, der früh und mit grossem methodischen Geschick Aussenseiter beforcht hatte. Als Beispiele seiner Forschungsarbeiten seien besonders seine Untersuchungen über das Sandlermilieu an einem Wiener Bahnhof (Girtler 1980) , sein Buch über *Randkulturen* (Girtler

2003) und im Hinblick auf die praktische Vorgehensweise, die Roland Girtler für seine Forschungsvorhaben gewählt hatte, ein kleines Methodenkompendium »Die 10 Gebote für die Feldforschung« (Girtler 2004) hervorgehoben. Ambulante Forschung und Versuche, ihre Ergebnisse in der Akademie zu etablieren hat es seit vielen Jahren gegeben, die Erfolge sind dabei stets punktuell und lokal geblieben. Eine interessante Untersuchung um Umgang von Feldforscher\*innen mit den die Akademie provozierenden Anteilen ihres Forschungsmaterials hat der französische Soziologe René Lourau in seinem Werk »*Le journal de recherche*« (Lourau 1988) vorgelegt, das den Umgang mit den aus den Verbindlichkeiten der instituierten Forscher\*innen und den Verwicklungen mit ihrem oft das Establishment skandalisierenden Material an bekannten Figuren aus der sozialwissenschaftlichen Forschung untersucht.

Wenn nun die wissenschaftliche Ambulanz im Rahmen ihrer Praxis forscht, dann ist sie dringend auf Bündnispartner\*innen innerhalb der akademischen Institutionen angewiesen. Eine solche Vorgabe allerdings erhöht die Komplexität einer ambulanten Forschung, die gerne in der institutionalisierten Wissenschaft Gehör finden möchte, und macht ihre Forschungssettings in der Handhabung anspruchsvoll. Im Rahmen der Forschungsarbeiten innerhalb der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, hatte sich die Forschungsgruppe der Universität für ein Vorgehen entschieden, das sie partizipative Forschung genannt hatte. Darüber ist im folgenden Kapitel zu berichten.

Das Vergangene ist nie tot,  
manchmal ist es nicht einmal vergangen.  
William Faulkner  
«Requiem für eine Nonne» 1951

Nie sieht der Mensch die Welt  
mit unvoreingenommenem Blicken.  
Ruth Benedict  
«Urformen der Kultur» 1957

nothing about us  
– without us

### **Das methodische Vorgehen und der Ort der Forschung**

Die Forschungsarbeit, über die hier berichtet wird, ist im Bereich der sozialanthropologischen Forschungsarbeiten anzusiedeln. Diese Untersuchung liefert einen Beitrag zur *Ethnologie des Inlandes*. Sie ist eine Untersuchung des *Fremden*, allerdings des *Fremden in der eigenen Kultur*, sofern im Kontext einer sich selbst als multikulturell zu verstehenden Kultur, von einer *eigenen Kultur* gesprochen werden kann.

Es handelt sich in jedem Sinn des Wortes um eine randständige Forschung. Der soziale Raum, den diese Forschung eröffnet, ist doppelt randständig. Sie ist randständig im Hinblick auf ihre manifeste Thematik und sie ist randständig im Hinblick auf ihre wissenschaftliche und disziplinäre Verortung.

Die Kreativwerkstatt stellt in diesem Sinne einen Rand der Arbeitsgesellschaft dar. Sie beschäftigt Menschen, die im sogenannten Wirtschaftsprozess keine Verwendung finden. Der reale Raum, den die Kreativwerkstatt einnimmt, ist keine hundert Meter von der europäischen Grenze nach Frankreich entfernt, wenige hundert Meter vom Ende der Piste des Flughafens, am Rande der Stadt Basel, am Rande der Schweiz.

Ludwig Hohl hatte einmal gesagt, die Ränder brächen herein und vom Rand aus sähe man besser in die Mitte. Die Veränderung einer Gestalt benötigt die Veränderung der Ränder, die den Unterschied ermöglichen. Die Erfahrungen mit dieser Forschung haben für mich bedeutet, dass sich diese Ränder verunklart haben. Sie sind im Dämmerlicht eines herrschaftlichen Diskurses zu Gespenstern geworden, die ängstigen und verunsichern. Ihre Aufgabe, als Kategorisierung eine Ordnung herzustellen, hat sich

als Moment der Unterdrückung von Menschen durch Menschen entpuppt. Alle bisherigen *sonderpädagogischen* Kategorisierungen haben sich ebenso aufgelöst wie die Bedeutungen, die ich sogenannten *medizinisch-psychiatrischen* Kategorien zugeschrieben hatte.

Neues wird nur möglich, wenn das Alte ihm Platz gewährt. Das Verwischen der Kategorien ist ohne Zweifel hilfreich, um neue Gestalten wahrzunehmen. Allein, und auch daran ist stets zu erinnern, ist es selbstverständlich so, dass die Konstruktion neuer Gestalten sich unter veränderter Bedingung wieder als ein »Vor-Urteil« erweist. Josef Mitterer hatte hier recht: Menschen kommunizieren im hier-und-jetzt stets mit *«Beschreibungen so far»*, um nachher zu *»Beschreibungen from now on«* zu gelangen, die in die nächste Situation als *»Beschreibungen so far«* eintreten (vgl. Mitterern 2010). Man könnte hier in Abwandlung eines Bonmots von Karl Valentin vielleicht sagen, dass Freiheit schön sei, aber auch viel Arbeit mache.

Den Menschen, die sich am Ort der Untersuchung versammeln, ist gemeinsam, dass sie nicht dort wären, wo sie sich versammeln, wenn es diesen Sammelort von Menschen nicht gäbe. Es ist wichtig zu wissen, dass die Existenz aus vielen Gründen ausserhalb dieses Versammlungsortes nicht funktionierte, weshalb sie eben an diesem Ort sind und nicht anderswo. Es ist die Etikettierung als in irgendeiner Form *abweichend* oder *unpassend*, die zu einem Ausschluss aus sogenannter "Normalität" führt. Die in diesem Prozess zu Ausgeschlossenen werdenden Menschen werden nun über ein sozialpolitisches Dispositiv wieder in einen kulturellen und organisatorischen Zusammenhang hinein integriert, in die Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals.

Dieser Versammlungsort – die Kreativwerkstatt – ist in eine grosse Organisation eingelassen und wird von Menschen betrieben, deren Freiheitsgrade in der Wahl ihrer Lohnarbeitsverhältnisse um ein Vielfaches grösser ist, als jene, denen dieser Ort eine Möglichkeit gibt, sich tagsüber dort aufzuhalten. Es bestehen zwei Kategorien von Mitarbeitenden, die *MoR*, die *Mitarbeitenden ohne Rente*, welche die Kreativwerkstatt im Rahmen des Basler Bürgerspitals betreiben und die *MmR*, die *Mitarbeitenden mit Rente*, die dort beschäftigt sind. Und wie überall, wo die

Kategorisierung so klar vorgenommen wird, gibt es Menschen, die sich in diese Kategorien formal zwar einordnen lassen, deren Alltag im Hinblick auf ihr berufliches Funktionieren wiederum nicht so klar erscheint. Es ist stets die kategoriale Klarheit, die zur Hybridisierung führt. Ihr ist durch weitere kategoriale Klassifikation nicht nur nicht beizukommen, im Gegenteil je mehr Kategorien, umso mehr Hybride. Und so wird die Mannigfaltigkeit der realen Menschen zum Ausdruck menschlicher Vielfalt. In der Perspektive von Herrschaft muss die Vielfalt geordnet und strukturiert sein, weil sonst die Kontrolle verloren gehen kann.

Das *Fremde* und das *Eigene* sind heute Kategorien, die sich nur noch teilweise sinnvoll anwenden lassen. Aber das war auch vor langer Zeit schon so: «Nie sieht der Mensch die Welt mit unvoreingenommenen Blicken. Er sieht sie immer mit den Augen eines Wesens, das von einem ganz bestimmten Bestand von Sitten und Einrichtungen und von bestimmten Denkweisen geprägt ist» (Benedict 1957, S. 8). Ruth Benedict kritisiert in der Einführung zu ihrem Buch den eurozentrischen Blick, der insbesondere stark dazu neigt, das Eigene auch für das Natürliche zu halten (vgl. Benedict 1957, S. 10). Interessant an den Aussagen und Erkenntnissen von Ruth Benedict ist weniger der Umstand, dass sie dies kurz nach dem zweiten Weltkrieg schon formulierte, interessant ist vielmehr, wie es die Sozialwissenschaften zustande bringen, dieses Wissen stets in der Latenz versinken zu lassen, um es dann wieder »neu« zu entdecken und es wieder der Latenz anheimfallen zu lassen. Dabei spielt gewiss eine Rolle, dass unter den aktuellen gesellschaftlichen Machtverhältnissen, ein jedes Wissen immer auch ein Wissen ist, das unter dem Aspekt von Herrschaft zu betrachten ist. Herrschaft neigt jedoch dazu, ihre eigene Rechtfertigung in der Natürlichkeit ihrer selbst zu begründen. Ihre Institutionalisierung führt dazu, dass sie ihre Begründung in der Vernunft und der Natur selbst findet, weshalb es umgekehrt gewiss als Fehler erschiene, würde man versuchen, sie selbst in Frage zu stellen. Ihre Sprache aber, enthält in sich schon alle Momente von Unterdrückung, Ausbeutung und Ausschluss. Dagegen kämpft Aufklärung stets an.

Dieser Aspekt ist wichtig, wenn die Forschungsarbeit, wie es in diesem Falle geschieht, sich mit den aus der «Normalität der Normalen» ausgeschlossenen Menschen befasst und diese nicht

nur als Objekte der eigenen Neugier beforcht, sondern auch zu den Subjekten einer Forschung macht, die sich mit den Weisen ihrer eigenen Existenz, beziehungsweise Teilen davon, auseinandersetzt. Gegenstand dieser Forschungsarbeiten sind die Untersuchungen darüber, wie Menschen, die an der Universität arbeiten, mit Menschen, die aufgrund von Diagnosen als «psychisch behindert» oder als «geistig behindert» gelten und eine Invalidenrente beziehen, miteinander forschen können. Dabei sind sowohl die verschiedenen Forschungsarbeiten als auch ihre Reflexion Gegenstand der Untersuchung.

Zu Beginn der Forschung stellte sich die Frage, wie denn ein solches Unterfangen durchgeführt werden könne. In den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts hatte ich während vieler Jahre, von 1979 bis 1989, sozialpädagogische Einrichtungen untersucht. In diesen Untersuchungen war ein *mixed-methods-Ansatz*<sup>69</sup> gewählt worden, welche Befragungen zu verschiedenen Zeitpunkten, psychologische Tests, Beobachtungen und teilweise das Führen eines Forschungstagebuchs beinhaltete (Tanner 1988; Tanner 1992; Tanner and Tuggener 1990). Im Laufe jener Forschungsarbeiten führte ich in drei verschiedenen Einrichtungen Untersuchungen nach der Methode der Institutionsanalyse (Lourau 1970; Weigand 1988) durch. Eine dieser Arbeiten wurde publiziert (Graf 1988).<sup>70</sup> Die im Rahmen dieser Forschungsarbeiten gewonnenen methodischen Erkenntnisse sind Gegenstand meiner Doktorarbeit gewesen. In dieser Arbeit sind einige Beispiele aus den nicht publizierten Forschungsberichten als Beispiele für das methodische Vorgehen dokumentiert (vgl. Graf 1990).<sup>71</sup>

Die universitäre Forschungsgruppe dieses Forschungsvorhabens besteht neben meiner Person noch aus zwei weiteren Mitarbeiterinnen. Die eine schreibt mit einer Anstellung von 40%

---

<sup>69</sup> Dieser Begriff war damals noch nicht eine Spezifität von Forschung, sondern war in unserem damaligen Verständnis von Forschung etwas ganz Normales; denn für uns war es selbstverständlich, dass in einer aus unserem Sicht vernünftig gestalteten Sozialforschung mehrere Methoden angewendet werden mussten, um soziale Wirklichkeit zu beschreiben zu erfassen und zu verstehen.

<sup>70</sup> Die Untersuchungen in den beiden anderen Einrichtungen sind nicht publiziert. Vgl. Graf 1987, 1989, 1990.

<sup>71</sup> Den dort entwickelten Ansatz habe ich in meiner Tätigkeit als *Consultant* in einer Vielzahl von Mandaten angewandt. Vgl. <http://www.institutionsberatung.ch/profil/erich-o-graf/lebenslauf> /Abfrage 7.4. 2015.

an ihrer Dissertation, die sich mit grundsätzlichen Fragen der Rolle der Forschenden in einem partizipativen Forschungsvorhaben befasst. Sie ist nach dem Zustandekommen der Drittmittelfinanzierung durch das EBGB im Oktober 2014 zum Projektteam dazugekommen. Die zweite universitäre Projektmitarbeiterin ist eine Studentin, die während ihres BA-Studiums mit mir zusammen seit Beginn des Projektes im Oktober 2013 als studentische Mitarbeiterin mitgearbeitet hat und seit Oktober 2014 mit einer 20%-Anstellung am Projekt angestellt ist. Inzwischen hat sie das BA-Studium abgeschlossen und befindet sich im Masterstudiengang Sonderpädagogik.

Die universitäre Forschungsgruppe besteht also aus einem 65-jährigen Mann, einer 30-jährigen Frau und einer 25-jährigen Frau. Die Altersdifferenz innerhalb der universitären Forschungsgruppe umfasst mehr als eine Generation. Das bedeutet nicht nur grosse Unterschiede im Hinblick auf die sogenannte Lebenserfahrung, sondern auch im Hinblick auf die jeweilige wissenschaftliche Sozialisation. Diese Vielfalt ist für die Forschungsgruppe einerseits eine Quelle des Reichtums, andererseits verlangt sie zwingend das ständige Nachdenken über die eigene Forschungspraxis.

Die universitäre Forschungsgruppe lässt ihre Arbeit regelmässig, ungefähr alle sechs Wochen, durch eine ausserhalb der Universität arbeitende Fachperson supervidieren.

Das Projekt orientiert sich methodisch an meinen früheren Arbeiten (Graf 2008; Graf 2011) und ist auf die Ethnopschoanalyse (Devereux 1976; Devereux 1977; Devereux 1981; Erdheim and Nadig 1979; Nadig 1986; Nathan 1979; Parin 1978; Parin, Morgenthaler and Parin-Matthèy 1978; Parin, Morgenthaler and Parin-Matthèy 1983) und die institutionelle Analyse (Deulceux and Hess 2009; Hess 1998a; Hess 1998b; Hess 2009; Hess 1999; Lamihi 2002; Lapassade 1972; Lapassade 1976; Lapassade 1988a; Lapassade 1988b; Lapassade 1993; Lapassade 2004; Lefebvre 2002; Lourau 1969; Lourau 1970; Lourau 1977; Lourau 1978; Lourau 1981; Lourau 1988a; Weigand 2007) ausgerichtet.

Die Ethnopschoanalyse und die Institutionsanalyse sind als Forschungsrichtungen dem radikalen Konstruktivismus (Segar 1988; von Foerster 1992; von Foerster 1999; von Foerster 2011 (1998); von Glasersfeld 1984; von Glasersfeld 1991; von

Glaserfeld 1992 (1987); von Glaserfeld 1996; von Glaserfeld 2008a; von Glaserfeld 2008b) nahe verwandt.

Beide sozialwissenschaftlichen Ansätze orientieren sich am Konzept der *bricolage* (Lapassade 2004) . Diese Form des Forschens ist meines Wissens zuerst von Claude Lévi-Strauss in die ethnologische Forschung eingeführt worden (vgl. dazu Lévi-Strauss 1973, S. 29 ff.). Es ist in diesem Zusammenhang interessant, die Herkunft des Wortes *bricolage* anzuschauen. »In seinem ursprünglichen Sinn lässt sich das Verbum *bricoler* auf Billard und Ballspiel, auf Jagd und Reiten anwenden, aber stets, um eine nicht vorgezeichnete Bewegung zu betonen: die des Balles, der zurück springt, des Hundes, der Umwege macht, des Pferdes das von der geraden Bahn abweicht, um einem Hindernis aus dem Weg zu gehen. Heutzutage ist der Bastler jeder Mensch, der mit seinen Händen werkelt und dabei Mittel verwendet, die im Vergleich zu denen des Fachmanns abwegig sind« (Lévi-Strauss 1973, S. 29). In der wissenschaftlichen Praxis ist die *bricolage* der ultimative Schreck jeder genau nach der jeweiligen Methode vorgehenden Forscher\*in. *Bricolage* ist das, so lernt jede angehende Forscher\*in in ihren unzähligen Methodenkursen, genau das, was sie eher nicht tun darf, da die Methoden nach genauen Richtlinien zu verwenden sind. Die Kehrseite solcher Anleitungen besteht freilich darin, dass angehende Forscher\*innen oft feststellen müssen, dass die Welt oder jene Ausschnitte von Welt, die sie gerade untersuchen, sich in lästiger Art und Weise nicht an die Vorgaben der jeweiligen Methoden hält. Es scheint, eine der vielen Listen des Besonderen zu sein, dass es besonders ist und alle Situationen, in denen Menschen forschend tätig sind, sind »*besonders*«. Geht man davon aus, dass Forschen stets etwas Praktisches ist, also mit dem Handeln von Menschen in konkreten Situationen zu tun hat, so wird man feststellen, dass man, um forschen zu können, jeweils mit dem auskommen muss, was gerade vorfindlich ist. *Bricolage*, also Basteln, wird so zum Gebot der Stunde, wenn man forschen will. »Der Bastler ist in der Lage, eine grosse Anzahl verschiedenartigster Arbeiten auszuführen; doch im Unterschied zum Ingenieur macht er seine Arbeiten nicht davon abhängig, ob ihm die Rohstoffe oder Werkzeuge erreichbar sind, die je nach Projekt geplant und beschafft werden müssten: die Welt seiner Mittel ist begrenzt, und



die Regel seines Spiels besteht immer darin, jederzeit mit dem, was ihm zur Hand ist, auszukommen, d. h. mit einer stets begrenzten Auswahl an Werkzeugen und Materialien, die überdies noch heterogen sind, weil ihre Zusammensetzung in keinem Zusammenhang zu dem augenblicklichen Projekt steht, wie überhaupt zu keinem besonderen Projekt, sondern das zufällige Ergebnis aller sich bietenden Gelegenheiten ist, den Vorrat zu erneuern oder zu bereichern oder ihn mit dem Überbleibsel von früheren Konstruktionen oder Destruktionen zu versorgen. Die Mittel des Bastlers sind also nicht im Hinblick auf ein Projekt bestimmbar (was übrigens, wie beim Ingenieur, ebenso viele Werkzeugeinheiten für die Arten von Projekten voraussetzen würde, mindesttheoretisch); sie lassen sich nur durch ihren Werkzeugcharakter bestimmen – anders ausgedrückt und um in der Sprache des Bastelns zu sprechen: weil die Elemente nach dem Prinzip “das kann man immer noch brauchen” gesammelt und aufgehoben werden. Solche Elemente sind also nur zur Hälfte zweckbestimmt: zwar genügend, dass der Bastler nicht die Ausrüstung und das Wissen aller Berufszweige nötig hat; jedoch nicht so sehr, dass jedes Element an einen genauen und fest umrissenen Gebrauch gebunden wäre. Jedes Element stellt eine Gesamtheit von konkreten und zugleich möglichen Beziehungen dar; sie sind Werkzeuge, aber verwendbar für beliebige Arbeiten innerhalb eines Typus« (Lévi-Strauss 1973, S. 31).

*Bricolage* besteht also immer darin, mit dem Vorfindlichen so zu handeln, dass man dem angestrebten Forschungsziel näherkommen kann. Dabei sind allerdings oft weite Wege zu gehen, und unterwegs verändert sich manchmal auch die manifeste Fragestellung. Beim Verfolgen der forschersichen Zielsetzungen erhalten die Zeichen, die so etwas wie ein Band zwischen einem Begriff und einem Bild herstellen, eine ganz besondere Bedeutung (vgl. dazu Eco 1972) . »Das Zeichen ist, ganz wie das Bild, etwas Konkretes, aber es ähnelt dem Begriff durch seine Fähigkeit des Verweisens: beide beziehen sich nicht ausschliesslich auf sich selbst, sie können für anderes stehen. Doch besitzt der Begriff in dieser Hinsicht eine unbegrenzte Fähigkeit, während die des Zeichens begrenzt ist« (Lévi-Strauss 1973, S. 31) .

Ins Deutsche wird *bricolage* meist sehr unzulänglich mit *Basteln* übersetzt, wobei das Alltagsverstehen mitschwingt, dass eine Bastler\*in wohl von der Sache eher wenig verstehe. Näher beim Verständnis von Lévi-Strauss ist man, wenn man dafür im alten Wortsinn das Wort *Dilettantismus* einsetzt. Der *Dilettant* ist jemand, der sich mit grosser Freude und Hingabe einer Sache um ihrer selbst willen hingibt und sich dadurch von der professionellen Fachperson unterscheidet, welche die Sache zu ihrem Broterwerb macht und sich einer Disziplin und/oder Profession verpflichtet fühlt.<sup>72</sup>

Selbstverständlich sind wir nie nur reine Dilettant\*innen, dazu sind wir zu arm. Wir arbeiten für Lohn, sind durch die Universität angestellt und teilweise durch das Eidgenössische Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen finanziert.

Aber selbstverständlich ist die Sache komplex, denn zur Untersuchung der eigenen Reaktion, der Gegenübertragung kommt hinzu, dass diese ja im Kontext der eigenen Kultur stattfindet. Und die «eigene Kultur» ist wiederum nichts Festes, sondern in sich dynamisch, weil sie performiert werden muss, damit sie ist. Da die Untersuchung sich selbst als einen Beitrag zur Ethnologie des Inlandes versteht, ist ein solcher Zugang nützlich. Als partizipative Forschung enthält das Projekt eine Verdoppelung seiner eigenen Absichten. Es sind MmR, welche die Einrichtung, in der sie beschäftigt sind, im Rahmen dieser Beschäftigung untersuchen. Durch die Untersuchung werden beide Mitarbeitendenkategorien, jene der MoR und jene der MmR durch die Forschenden mit Rente befragt. Es ist deshalb davon auszugehen, dass das Übertragungsgeschehen innerhalb des Forschungssettings hyperkomplex ist (vgl. dazu Morin 1987). Dieses muss deshalb von Anfang so konstruiert sein, dass es den universitären Forschenden gelingt, den Forschungsprozess aufrechtzuerhalten und an die sich durch die Forschungstätigkeit wandelnde und konkretisierende Forschungsaufgabe jeweils so anzupassen, dass die Forschungsarbeit weitergeführt werden kann. Für diese Fortführung der Forschungsarbeiten ist die Analyse der Gegenübertragungen zusätzlich ein wichtiges Moment des Forschungsprozesses.

---

<sup>72</sup> Der *Dilettant* stammt vom italienischen Verbum *dilettare*, was sich erfreuen an etwas meint, vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Dilettant> / Abfrage 29. 1. 2015.

## **Übertragung und Gegenübertragung Kultur und Psyche**

Die Strukturierung der Persönlichkeit von Menschen und die Strukturierung der Kultur, in welcher diese Menschen leben, in die hinein sie geboren werden, die sie gestalten und in der sie auch sterben, hängen zusammen. Eine gleichsam monadische Sicht der Menschen als Individuen, welche die Grundsteine des Gesellschaftlichen darstellen würden, erweist sich für ein Verständnis der menschlichen Dynamik und Entwicklung als eine eher ungünstig gewählte Sichtweise. Als lebendige Wesen sind die Menschen *per se* historische Wesen. Jeder einzelne Mensch ist eingebettet in die Historizität seiner Zeit, deren Teil durch seine eigene Geschichte er ist.<sup>73</sup>

Als günstiger erweist sich das von Norbert Elias vorgeschlagene Konzept der Figuration (Elias 2004, S. 139 ff.). Menschliche Figurationen sind Verflechtungen, Verdichtungen, Verknotungen menschlicher Verhältnisse. Das Denkmodell ist der Chemie und ihren Vorstellungen von Elementen, die sich in Molekülen darstellen entlehnt.<sup>74</sup> Die Aufgabe, die Elias dem Begriff der Figuration zuschreibt, besteht darin, dass er die Vorstellung, Individuum und Gesellschaft seien zwei verschiedene und überdies noch antagonistische Figuren, lockern will (Elias 2004, S. 141). Diese von Norbert Elias vertretene Idee ist wichtig, um das Konzept von Übertragung und Gegenübertragung für Forschungsvorhaben fruchtbar zu machen. Auf diese Weise lassen sich die menschlichen Verflechtungszusammenhänge denken und ihre Spuren in der Psyche der Forscher\*innen

---

<sup>73</sup> Die Aufspaltung in disziplinär bestimmtes Denken, welches die Diskurse manchmal bestimmt, indem über den Einfluss der Gene, der physiologischen Prozesse, der Kultur auf das Verhalten einzelner Menschen spekuliert wird, hat im Rahmen der wissenschaftlichen Diskurse ohne Zweifel viel an Wissen hervorgebracht. Im Hinblick auf die hier interessierende Fragestellung verschleiert sie eher den Umstand, dass die Zuordnung von Phänomenen zur Seite der «Natur» oder der «Kultur» selbst eine kulturelle Leistung ist, die an bestimmten Orten und Zeiten innerhalb der menschlichen Historizität vorgenommen wird. Dabei wird mit diesem Argument nicht vergessen, dass auch diese Form des Nachdenkens über Menschen und ihre Zusammenhänge an einen bestimmten Ort und eine bestimmte Zeit gebunden ist.

<sup>74</sup> Es mag in diesem Zusammenhang hilfreich sein, sich daran zu erinnern, dass Norbert Elias, bevor er Soziologe wurde, ein Medizinstudium absolvierte, das er nach den vorklinischen Semestern abbrach. Er verfügte also über eine fundierte naturwissenschaftliche Grundausbildung.

aufspüren und analysieren. Das allerdings führt unsere Überlegungen in die Nähe der Ethnopschoanalyse, deren Konzepte wir uns bedienen werden. Andreas Benz formuliert das Verhältnis von kultureller und psychischer Organisation als das einer Komplementarität. Menschliche Verflechtungen lassen sich nur in einem solchen komplementären Verhältnis sinnvoll analysieren, wenn man ihren Zusammenhang nicht aus den Augen verlieren will.

«Die kulturelle und die psychische Organisation sind komplementäre Dimensionen menschlichen Daseins, die sich gegenseitig ernähren‘ müssen, damit das Individuum einen lebhaften Ausgleich in seiner Konflikthaftigkeit finden kann (Tobie Nathan). Ein Teil dieser Komplementarität kommt in den sogenannten kulturellen Abwehrmechanismen zum Ausdruck. Abwehrmechanismen sind innere Bewegungen oder Dispositive, die ein Mensch bewusst oder unbewusst in Aktion setzt, um durch die Abwehr von Wünschen, Triebregungen und Ängsten eine relative innere Sicherheit zu gewinnen. Die Summe aller Abwehrmechanismen bildet eine komplexe Abwehrorganisation. Jeder Mensch entwickelt und erfindet individuelle Abwehrmechanismen, benützt aber auch immer ein Set von Abwehrmechanismen, die ihm seine Kultur bereits vorfabriziert anbietet, die kulturellen Abwehrmechanismen. In unserer europäischen Kultur gehört zwanghafte emotionale Kontrolle zu den kulturellen Abwehrmechanismen, in den afrikanischen Bantu-Kulturen die Verschiebung emotionaler Konflikte von innen nach aussen» (Benz 1997, S. 11).

Eine der Beobachtungen, die die Sozialwissenschaften der Psychoanalyse verdanken, zeigt, dass das Triebhaft-Sexuelle und seine Konflikthaftigkeit in der europäischen Kultur ständig aus dem bewussten manifesten Bereich herauszufallen drohen und in einen unbewussten latenten Bereich verschoben werden (vgl. Benz 1997, S. 11). Die jeweiligen soziokulturellen Abwehrformen, wie sie etwa Rollensysteme darstellen können, verhindern über ihr Funktionieren ziemlich zuverlässig, das Manifestwerden des in die Latenz Verschobenen. Dieses kehrt über die Irritation des Gewohnten in den Alltag zurück.

Eine weitere von der Psychoanalyse gewonnene Einsicht ist das Erkennen der Ambivalenz im Umgang mit Aggression. Andreas

Benz stellte sich die Frage, ob es nicht gerade die Angst vor der menschlichen Destruktivität und Aggressivität gewesen sei, welche innerhalb der Psychoanalyse selbst der starken Betonung der Sexualität Vorschub geleistet hätte, womit nicht nur eine Dimension von Emanzipation betont worden wäre, sondern eben auch ein Moment der unerkannten Abwehrbewegung der menschlichen Destruktivität in Szene gesetzt worden wäre (vgl. Benz 1997, S. 12). «Die stillschweigende Kollusion von Klient und Psychoanalytiker, die Auseinandersetzung mit neidischen, hasserfüllten und mörderischen Impulsen zu vermeiden, wäre dann der subkulturelle psychoanalytische Beitrag zur kulturellen Abwehrhaltung gegenüber menschlicher Destruktivität auch in unserer europäischen Kultur: make love not war; libido verkleistert Aggressivität» (Benz 1997, S.13 ). Andreas Benz schilderte anhand seiner eigenen Erfahrung der Migration – als deutsches Emigrantenkind in der Schweiz – wie gewissermassen für ihn die Randposition, die er einnahm, den Blick auf die Mitte freigab (vgl. Benz 1997, S. 16).

Andreas Benz verglich Emigrant\*innen mit Amphibien, mit Tieren, die im Wasser und auf dem Land leben (vgl. Benz 1997, S. 64). Das Problem, das sich ihnen stellt, ist das Gelingen der Anpassungen hier und dort. Während meiner Zeit als Studienberater hatte ich mehrere teilweise sehr lange und ausführliche Gespräche mit einer Studentin aus der Zentralschweiz, die sowohl Schweizerin als auch Türkin, sowohl Katholikin als auch Muslimin war. Sie erzählte mir von ihrer Erschöpfung, die sie andauernd begleitete, von der Anstrengung, die es sie kostete, sich in beiden Kulturen «richtig» zu verhalten. Ich fragte sie, ob es ihr vielleicht möglich wäre, darin auch einen grossen Reichtum zu sehen, nämlich, dass sie sich in beiden Kulturen und in beiden Religionen, in beiden Sprachen sehr gut auskenne, eine Gabe, die nicht allen Menschen möglich sei. Diese Sichtweise, die sie in den folgenden Monaten entwickelte, und über die wir uns immer wieder unterhielten, half ihr, die Blockaden im Studium zu überwinden und das Studium schliesslich erfolgreich abzuschliessen. Als ich krank war, schenkte sie mir ein *Auge der Fatima*, ein *Nazar-Amulett*, das den bösen Blick und damit die Krankheit abwenden hilft. «Es gibt transkulturelle Emigranten, die, in einer Kultur geboren, in einer anderen, fremden

ihr Auskommen suchen, wie schwarzafrikanische Arbeiter in Frankreich. Es gibt aber auch Emigranten innerhalb derselben Kultur: das Bauernmädchen aus dem abgelegenen Bergtal, das in der Grossstadt sein Glück sucht, oder der Arbeitersohn, der der erste seiner Familie ist, der eine Universität besucht. Alle stehen vor demselben Problem: Sie müssen einen Kern alter Identität in Übereinstimmung halten mit einer Hülle von Anpassungsleistungen und Identifikationen mit einer neuen, fremden Umgebungskultur. Diese ‚Doppellebigkeit‘ stellt immer ein traumatisches Element in der Lebensgeschichte eines Menschen dar und bedeutet Chance und Gefahr zugleich. Die Situation der Emigranten kann neue kreative Potentiale freisetzen, aber sie begründet auch eine spezifische Fragilität der Persönlichkeit» (Benz 1997, S. 64).

Die dezentrierte soziale Position enthält im Hinblick auf den Erkenntnisgewinn des Zentrums einen wichtigen Vorteil, der jenem Vorteil gleicht, den die teilnehmende Beobachtung verspricht, die Forscher\*in hat die Möglichkeit teilzunehmen, «dabei» zu sein, ohne aber dazuzugehören. Diese Position ist freilich eine Position, die es der Forscher\*in in einem besonderen Mass gebietet, ihr Augenmerk auf die aggressiven und destruktiven Momente ihres eigenen Tuns zu richten.

Migration hat mit lokaler Veränderung zu tun und damit immer mit dem Überschreiten einer Grenze. Jede Differenzierung bedeutet das Ziehen einer Grenze. Dabei ist es wichtig, anzuerkennen, dass die Grenze nicht ausserhalb meines Territoriums ist, sondern der letzte Teil meines Territoriums. Man nähert sich einer Grenze immer von seinem eigenen Territorium aus. Tobie Nathan hatte dieses Problem als das Reisekoffer-Syndrom bezeichnet (vgl. Nathan 1988). «Das Reisekoffer-Syndrom scheint eng mit der beruflichen Identität des Psychoanalytikers verknüpft zu sein, d.h. es scheint eine der massgebenden Kräfte im Werdegang eines Psychoanalytikers darstellen zu können. Die Verdoppelung, die Menschen während ihrer Emigration erfahren und erleiden, kann sie dazu befähigen, ihre Verdoppelungstendenz später als Analytiker professionell zu nutzen. Der Psychoanalytiker muss er selbst bleiben und darf sich nicht verlieren. Gleichzeitig muss er sich aber auch vorübergehend und intensiv mit dem Analysanden identifizieren, d.h. in dessen Welt und Erleben eintauchen können.

Er muss gleichzeitig oder abwechselnd emotional engagiert und mitfühlend sowie distanziert-beobachtend und analysierend sein können. Menschen, die bei der Emigration den äusseren kulturellen Raum verloren haben, finden in der Hinwendung zum inneren psychischen Raum ihren einzigen Halt. Der Verlust des äusseren kulturellen Raumes löst eine Destrukturierung aus, die eine Restrukturierung des inneren psychischen Raumes erfordert» (Benz 1997, S. 65).

Anders gesagt geht es im Forschungsprozess darum, dass dieser Prozess sich am Konkreten, am Unmittelbaren der beforschten Situation orientiert. Dies geschieht im Wissen darum, dass diese konkrete Situation nur hergestellt ist, weil hier geforscht wird. Ohne das Forschungsvorhaben wäre diese konkrete und unverwechselbare Situation nicht diese Situation. Die Forscher\*in inszeniert den Forschungsprozess deshalb als Kontextinteraktion zwischen dem Forschungskontext und dem Kontext der Forschung (Graf 2008; Graf 1990). In der Analyse dieser Kontextinteraktionen wird die Forscher\*in selbst zu ihrem eigenen wichtigsten Instrument und die Analyse ihrer Gegenübertragungsreaktionen liefert ihr wichtige Daten über die Phänomene, die sie untersucht. «Die spezifische Praxis der Ethnopschoanalyse leitet sich demnach aus der Frage ab: ‚Wie trete ich mit einer mir fremden Welt und ihren Menschen in Beziehung, ohne mich selbst zu verlieren, d.h. indem ich Psychoanalytiker bleibe, geleitet von den Idealen meiner Wissenschaft: Rationalität, Klarheit und Vermittelbarkeit?« (Benz 1997, S. 71). Im Zusammenhang mit den ethnopschoanalytischen Arbeiten von Paul und Goldy Parin-Mathey und Fritz Morgenthaler

(Parin, Morgenthaler and Parin-Matthèy 1978; Parin, Morgenthaler and Parin-Matthèy 1983) beschrieb Andreas Benz idealtypisch den Unterschied in der Betrachtungsweise eines Neugeborenen in der europäischen Kultur und in der afrikanischen Vorstellungswelt. Während in Europa ein Neugeborenes als unzivilisiert, ungeformt und der Erziehung bedürftig ist, wird das afrikanische Neugeborene bereits als Fötus als vollwertiger Mensch identifiziert und die Frage gestellt «Wer ist dieses Kind?» oder «Woher kommt dieses Kind?». Es muss richtig verstanden werden, damit es hierbleibt und nicht dorthin zurückkehrt, woher es gekommen ist (vgl. Benz 1997, S. 74).

Die Bedeutung dieser Untersuchungen für unsere eigene Forschungsarbeit in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals, (im Folgenden wird das Bürgerspital *Büspi* genannt, da es sich selbst diesen Markennamen gegeben hat), bestand darin, dass wir eine Forschungsarbeit mit Menschen als Forschungspartner\*innen gemeinsam durchführten, von denen wir gegenseitig wussten, dass wir nicht gleich waren. Sie wussten von uns, dass wir von der Universität waren, wir wussten von ihnen, dass sie IV-Rentner\*innen waren. Sie wussten von sich selbst, dass sie in der Kreativwerkstatt arbeiteten, weil sie IV-Rentner\*innen waren, wir wussten von uns, dass wir an der Universität arbeiteten, weil wir forschen möchten. Gemeinsam war uns, dass wir dies jeweils voneinander wussten, freilich ohne zu wissen, was das im Einzelnen für die Einzelnen bedeutete. Deshalb richteten wir einen Rahmen ein, der es uns ermöglichte, uns gegenseitig kennenzulernen und gemeinsam an einem Projekt zu arbeiten, das die Menschen aus der Kreativwerkstatt entwickelten. Die Forscher\*innen der Universität untersuchten und dokumentierten diesen Prozess, in dessen Zentrum das stand, was wir leichte Sprache genannt hatten. In der Erfahrung und in der Analyse unseres Staunens und unserer Irritationen erlebten wir, wie tief unsere eigenen Vorurteile gingen. Wir merkten dabei, dass wir jeweils immer von unseren eigenen Hintergründen aus operierten. Freilich – wie hätte das auch anders sein können? Aber unsere eigenen Hintergründe und Erfahrungen waren sehr unterschiedlich in vielerlei Hinsicht. Diese Verschiedenheit, die sich aus unseren Persönlichkeiten und unseren Lebensgeschichten ergeben hatte, war eine Art Raster, der es uns einerseits ermöglichte, sehr unterschiedliche Erfahrungen zu machen, die wir dann gegeneinander abgleichen konnten, wenn wir unsere Gegenübertragungsreaktionen uns gegenseitig erzählten und uns darüber in der Supervision austauschten. Das zentrale Moment dieser Forschung war der Umgang mit dem im Forschungsprozess sich abspielenden Übertragungsgeschehens. Dieses Geschehen spielt in der gesamten psychoanalytischen Diskussion und Forschung eine wichtige Rolle. Freud hatte das Konzept der Übertragung in seiner Arbeit «Bruchstücke einer Hysterie-Analyse» folgendermassen formuliert: «Was sind Übertragungen? Es sind Neuaufgaben,



Nachbildungen von den Regungen und Phantasien, die während des Vordringens der Analyse erweckt und bewusst gemacht werden sollen, mit einer für die Gattung charakteristischen Ersetzung einer früheren Person durch die Person des Arztes. Um es anders zu sagen: eine ganze Reihe früherer psychischer Erlebnisse wird nicht als vergangen, sondern als aktuelle Beziehung zur Person des Arztes wieder lebendig» (Freud 1999 (1905), S. 280). Freud hatte die verschiedenen Ausformungen, die das Übertragungsgeschehen annehmen kann, beschrieben und auf die besondere Schwierigkeit verwiesen, die der Analytiker im Umgang mit dem Übertragungsgeschehens für seine Arbeit vorfindet. Denn während bei allen Aktivitäten in der Analyse, wie das Deuten der Träume, das Herausschälen unbewusster Gedanken und Erinnerungen, es immer die kranke Person selbst ist, welche dem Analytiker den Text, den er zu übersetzen hat, liefert, so verhält sich dies beim Übertragungsgeschehen etwas anders. «Die Übertragung allein muss man fest selbständig erraten, auf geringfügige Anhaltspunkte hin und ohne sie der Willkür schuldig zu machen. Zu umgehen ist sie aber nicht, da sie zur Herstellung aller Hindernisse verwendet wird, welche das Material der Kur zugänglich machen, und die Überzeugungsempfindungen für die Richtigkeit der konstruierten Zusammenhänge beim Kranken erst nach Lösung der Übertragung hervorgerufen wird» (Freud 1999 (1905), S. 280). Das Konzept der Übertragung hat sich relativ schnell in der psychoanalytischen Praxis etabliert (vgl. Holderegger 2003 (1993), S. 13). Schon relativ rasch bemerkten aber die Psychoanalytiker\*innen, dass das Übertragungsgeschehen ein wechselseitiges war, und dass auch die Psychoanalytiker\*innen Übertragungen auf ihre Analysand\*innen machten. Diese Feststellung schien zunächst ein Ärger zu sein. Doch schon 1912 hatte Freud davon gesprochen, dass die Analytiker\*innen ihre eigenen Gegenübertragungen – so wurde das Übertragungsgeschehen, das die Analytiker\_in bei sich beobachtet hatte, damals genannt – als ein analytisches Instrument gebrauchen könnten. «Wie der Analysierte alles mitteilen soll, was er in seiner Selbstbeobachtung erhascht, mit Hinanhaltung aller logischen und affektiven Einwendungen, die ihn bewegen wollen, eine Auswahl zu treffen, so soll sich der Arzt in

den Stand setzen, alles ihm Mitgeteilte für die Zwecke der Deutung, der Erkennung des verborgenen Unbewussten zu verwerten, ohne die vom kranken aufgegebene Auswahl durch eine eigene Zensur zu ersetzen, in eine Formel gefasst: er soll dem gebenden Unbewussten des Kranken sein eigenes Unbewusstes als empfangendes Organ zuwenden, sich auf den Analysierten einstellen wie der Receiver des Telephons zum Teller eingestellt ist. Wie der Receiver die von Schallwellen angeregten elektrischen Schwankungen wieder in Schallwellen verwandelt, so ist das Unbewusste des Arztes befähigt, aus den ihm mitgeteilten Abkömmlingen des Unbewussten dieses Unbewusste, welches die Einfälle des Kranken determiniert hat, wiederherzustellen» (Freud 1999 (192), S. 381/382). Es ist klar, dass dies für die Analytiker\_in nicht so ganz einfach zu leisten sein wird. Freud hatte denn in seinem Text auch gleich mit der folgenden Passage fortgesetzt: «Wenn der Arzt aber imstande sein soll, sich seines Unbewussten in solcher Weise als Instrument bei der Analyse zu bedienen, so muss er selbst eine psychologische Bedingung in weitem Ausmasse erfüllen. Er darf in sich selbst keine Widerstände dulden, welche das von seinem Unbewussten Erkannte von seinem Bewusstsein abhalten, sonst würde er eine neue Art von Auswahl und Entstellung in die Analyse einführen, welche weit schädlicher wäre als die durch Anspannung seiner bewussten Aufmerksamkeit hervorgerufene» (Freud 1999 (192), S. 382). Im Anschluss daran hatte Sigmund Freud empfohlen, dass man sich selbst einer Analyse unterziehen solle, etwa durch die Analyse der eigenen Träume um eine Analytiker\*in zu werden. Da diese jedoch nicht allen Menschen gleich gut gelingen würde, solle man sich am besten nach den Empfehlungen von Carl Gustav Jung, bei jemand anderem einer Psychoanalyse unterziehen, die allerdings bei einem gesunden Menschen nicht zu einem Ende gelangen werde (vgl. Freud 1999 (1912) S. 383). Freud warnte ausdrücklich davor, ohne eigene Analyse die psychoanalytische Methode auszuüben und meinte, man könne auch die theoretischen Aspekte der Psychoanalyse nicht ohne die eigene Erfahrung der analytischen Kur erlernen. Gleichzeitig hatte er selbst die Methode der Psychoanalyse entwickelt, ohne zuvor eine Analyse gemacht zu haben. Er analysierte sich vielmehr

selbst und verwendete dabei die Methode der Analyse seiner eigenen Träume.

In der Forschung mit psychoanalytischen Konzepten kommt der Analyse der eigenen Gegenübertragungsreaktion der Forscher\*in eine ganz wichtige Bedeutung zu. Das in der Gegenübertragung empfundene Gefühl der Forscher\*in wird als wichtige Botschaft der Menschen mit denen geforscht wird, verstanden (vgl. Holderegger 2003 (1993), S. 15) . Es ist also zugespitzt gesprochen, das Irritierende, das Nicht-Verstandene, welches einen Weg aufzeigt, zu den latenten Aspekten im Forschungsprozess, denen es nachzugehen gilt.

Die Ethnopsychoanalyse ist keine wissenschaftliche Disziplin, die für sich alleine steht. Sie stellt eine Verknötung verschiedener sozialwissenschaftlicher Vorgehensweisen dar. Wichtig ist dabei jener Standpunkt, den Paul Parin einnimmt, wenn er sagt: «Ihre (jene der Ethnopsychoanalyse/ eog) Grundannahme ist, dass eine Erkenntnis nicht stimmen kann, wenn sie anderen, mit anderen Methoden gewonnenen Erkenntnissen widerspricht. Obzwar wir oft die gleichen Forschungsmethoden und Instrumente verwenden wie die Sozialpsychologie, glauben wir nicht, dass die wissenschaftliche Trennung so weit geführt werden muss, dass die eine Erkenntnis ruhig der anderen widersprechen kann. Denn wir sind Materialisten, d.h. wir glauben, dass die beobachteten Phänomene eine Einheit bilden und nur ihre Qualität ändern, wenn ein anderer sie beobachtet, d.h. wenn man sie mit anderen Methoden beobachtet» (Parin 2002, S. 32). In diesem Sinne ist die Ethnopsychoanalyse eine marxistische, eine historisch-materialistische Sozialwissenschaft, weil sie die Verhältnisse zwischen den Menschen an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit zum Gegenstand ihrer Untersuchung macht, darin ist sie historisch-materialistisch.

Aus solchen Gründen wird man von der Ethnopsychoanalyse niemals abgeschlossene Antworten auf eine bestimmte Frage erwarten dürfen; sie wird im Gegenteil immer nur gerade das sagen können, was sie jetzt dazu zu sagen hat. «Jede Sozietät setzt sich aus Individuen zusammen, aber eine Entstehungsgeschichte der Wirkungsweise, eine Dynamik lässt sich aus dieser Definition nicht ableiten. Karl Marx schrieb in den Grundrissen der Kritik der politischen Ökonomie (1856/57), die

Gesellschaft bestände nicht aus einer Summe von Individuen, sondern die Gesellschaft drücke, ich zitiere, 'die Summe der Beziehungen, der Verhältnisse aus, worin diese Individuen zueinanderstehen'. Das ist eine andere Definition der Kultur. Das Wesentliche an der Organisation einer Sozietät sind also die Beziehungen und Verhältnisse, worin die Individuen zueinanderstehen. Und das muss man wohl zur Grundanlage nehmen, wenn man die Psychoanalyse auf diese Weise ausweiten will auf die sozialen Verhältnisse; die Ethnopschoanalyse folgt also der marxischen Gesellschaftsauffassung und nicht derjenigen, die Freud damals definiert hat» (Parin 2002, S 34).

Norbert Elias argumentierte ganz ähnlich wie Paul Parin, wenn er seine sozialen Figurationen auf Verflechtungen vielseitiger Bindungen verstand, welche die Menschen stets eingehen, weil sie stets aufeinander ausgerichtet sind (vgl. Elias 2004 (1986)S. 10 ff.). «Um zu verstehen, worum es in der Soziologie geht, muss man – wie schon gesagt – in der Lage sein, seiner selbst als eines Menschen unter anderen gewahr zu werden» (Elias 2004 (1986)S, 12). In unserem Alltagsverständnis tritt uns die Gesellschaft stets in vielfältiger Art und Weise gegenüber als etwas, was sich ausserhalb von uns selbst befinden soll und uns deshalb auch als etwas, was sich ausser uns selbst befindet entgegenstellt.

### **Wissenschaft als Institution**

Die Akademie, die die Hüterin des wissenschaftlichen Wissens darstellt, ist stets relativ steil geschichtet und diese Schichtung ist in den Organisationsformen der Hochschulen und Universitäten festgelegt. An ihrer Spitze stehen die Ordentlichen Professor\*innen. Der Begriff des Ordinarius stammt aus dem Kirchenrecht der katholischen Kirche und bezeichnet dort einen vom Papst geweihten Bischof. Die Bildungsinstitution hat viele ihrer Titel aus dem Kirchenrecht übernommen. So auch jenen der Lehrstuhlinhaber\*in, die *Ordinarius/Ordinaria*<sup>75</sup> heisst. Eine

---

<sup>75</sup> Das lateinische Verbum »ordinare« meint in seiner ersten Bedeutung, »in Reih und Glied aufstellen«, etwa Soldaten und in einer weiteren Bedeutung, Beamte in ein Amt einsetzen, bzw. »ein Amt vergeben« oder dann »einen Priester weihen« und »jmd. Zum Ritter schlagen«. (vgl. <http://de.pons.com/%C3%BCbersetzung/latein-deutsch/ordinare/> Abfrage 10. 1. 2017).

Universität ist in verschiedene Fakultäten eingeteilt, die als Verwaltungseinheiten über bestimmte Rechte der Titelvergabe verfügen (wie etwa die Verleihung eines Bachelor-, Master oder Dokortitels oder die Habilitation, welche die Verleihung der Lehrbefugnis an der Universität bedeutet). Diese Institutionalisierung des Wissens ist mit seiner Schichtung verbunden, die nicht nur unterschiedliches Prestige bedeutet, sondern auch die Machtverteilung im Rahmen des wissenschaftlichen Systems strukturiert. Das institutionalisierte disziplinäre wissenschaftliche Wissen ist an dieses hierarchische System gebunden, welches es hütet, bewahrt und vermehrt und neues Wissen diszipliniert oder nicht zulässt. Das disziplinäre Wissen wird über das jeweilige Curriculum vermittelt. «Je ausgereifter das gegebene Gebiet ist, je entwickelter die gegebene Denkgruppe (oder besser gesagt: je weniger lebhaft die Entwicklung der gegebenen Gruppe zu einem gewissen Moment), desto mehr Informationsaussagen gibt es, oder genauer gesagt, desto näher kommen die Aussagen unter den Fachleuten an das Ideal einer Informationsaussage heran. Gleichzeitig gewinnen sie desto mehr den Charakter konventioneller Parolen der gegebenen Denkgemeinschaft» (Fleck 2008 (1936), S. 74). Mit diesem Zitat lässt sich der Charakter des curricular geprägten Wissens sehr schön umschreiben.

### **Wissenschaft und psychische Abwehr**

Jeder Forschungsprozess braucht eine bestimmte Rahmung. Diese Rahmung nenne ich *Forschungssetting*.<sup>76</sup> Damit geforscht werden kann, ist es nötig, dass die Gegenstände der Forschung,

---

Auch an diesem Beispiel zeigt sich der grosse Einfluss, den die Ordnung der römischen Republik und später der kaiserlichen Regelungen des römischen Rechts unmittelbar auf die Ordnung der katholischen Kirche und in deren Gefolge auf die Ordnung der Universitäten ausgeübt hat. Ein Zusammenhang, der mit dem Verlust der Kenntnisse der lateinischen Sprache und der Folgewirkungen der römischen Geschichte für das, was wir »Europa« nennen weitgehend aus den Köpfen der sogenannten Intellektualität verdunstet ist.

<sup>76</sup> Ein Forschungsprozess lässt sich formal stets als die Interaktion von wenigstens zwei Kontexten darstellen; ich meine damit den Forschungskontext und den Kontext der Forschung. Der Forschungskontext enthält das sogenannte Forschungsobjekt und der Kontext der Forschung das sogenannte Forschungssubjekt, während der Forschungsprozess selbst sich als Hermeneutik des sozialen, in welcher sich die beiden Kontexte dynamisch zueinander verhalten, manchmal ineinander übergehen, manchmal scharf voneinander getrennt sind (vgl. dazu Graf 1990 a)

damit meine ich im Rahmen der Sozialforschung stets zwischenmenschliche Verhältnisse, gegenüber der forschenden Neugier der Forschenden widerständig sind. Die sozialen Beziehungen der Forschenden beeinflussen ihr Auftreten gegenüber ihren Forschungsgegenständen. Die Art dieses Auftretens provoziert die Forschungsgegenstände zu einer Reaktion, die nötig ist damit sogenannte Daten entstehen können. »Daten sind somit durch den Forscher mithilfe seiner Theorie katalogisierbare Phänomene oder Ereignisse. Der Erkenntnisprozess vollzieht sich gemäss diesem Vorgehen in einer interdependenten Dreiecksstruktur mit Polen Forscher – Theorie / Methodenzusammenhang – Forschungsgegenstand« (Graf 1990a, S. 23). Die Forschenden können sich den Interaktionsangeboten des jeweiligen Forschungskontextes deshalb nicht entziehen, wenn man sich innerhalb eines Kontextes nicht »nicht-verhalten« kann.<sup>77</sup>

Die in dieser Forschung angewandte Methode bedient sich einer *Hermeneutik des Sozialen*. Aufgabe dieser Hermeneutik ist es, die sozialen Bedingungen, die den Forschungsprozess ermöglichen zu untersuchen und sie auch zu verstehen. Die zur Anwendung gelangende Hermeneutik des Sozialen impliziert eine Verdopplung des Wissens. Das in diesem Prozess entstehende Wissen ist zweiseitig: auf die Forschenden hingerrichtet und auf ihre Gegenstände. Diese Konstellation ermöglicht eine hermeneutische Spirale (vgl. Graf 1990a, S. 27).

Gleichzeitig dient das Forschungssetting, wie jeder andere Rahmen auch, dazu, dass in dem vom ihm abgedeckten Feld relativ stabile Rollenerwartungen vorhanden sind, die neben den Bahnungen der Interaktionen die aus dem Unbewussten stammenden Emotionen und Affekte und sozial normierte Formen lenken, bzw. Artikulationen zu unterdrücken helfen, die solchen Normierungen widersprechen. Das Forschungssetting hat hier auch die Aufgabe eines Containers, eines Gefässes, welches in

---

<sup>77</sup> Gregory Bateson illustrierte dieses Problem am Beispiel eines Spiels mit einem Delphinweibchen. Bateson setzte sich ins Wasser zu einem Delphin, mit der Absicht, ausser seiner Anwesenheit, dem Tier keinen Reiz und keinen Hinweis für den Umgang mit ihm zu geben. Der schwamm schon eine Weile neben ihm, schob dann plötzlich seinen Schnabel unter Batesons rechten Arm. Als dieser seinen Arm lockerte, schwamm der Delphin unter den Arm und legte sich gekrümmt auf seinen Schoss, vgl. Bateson 1987, S. 171 ff.

der Lage ist, aus solchen Situationen heraus entstehenden Spannungen einen Halt zu geben. Diese Funktionen des Forschungssettings sind notwendig, damit die Forschungsarbeiten überhaupt in Gang kommen und in Gang gehalten werden können. Aber sie stellen, wie jedes Handeln, auch kulturelle Latenz her. Diese zeigt sich jeweils in Verstörungen zwischen den Forschenden und zwischen den Forschenden und den Gegenständen ihrer gerichteten Neugier. Diese Verstörungen wiederum sind Gegenstand einer systematischen Reflexion im Rahmen der Supervision des Forschungsteams. Auf diese Weise kann es gelingen, die Gegenübertragungsreaktionen der Forschenden als eine weitere Datenquelle ihrer eigenen Forschung zu verwenden.

### **Partizipative Forschung**

Die Frage nach dem Einbezug jener Menschen in die Forschung, die bisher immer nur Gegenstand von Aussagen durch die Forschenden über sie gewesen sind, hat eine lange Geschichte. Der aktive Einbezug der bisher Beforschten als Forscher\*innen in die Forschung stellt eine ganze Reihe von Selbstvergewisserungen des bisherigen Forschungsverständnisses in Frage. Forschung erhält hier auch die Aufgabe, bisher ausgeschlossenen Stimmen einen Raum zu öffnen, in welchem sie sich artikulieren können. Ob sie dann allerdings von dem, was sich *scientific community* nennt, auch gehört werden, steht auf einem anderen Blatt. Ein Projekt in diesem Sinne ist die Präsentation der Geschichte der ersten Behindertenbewegung in der Schweiz, die sich um das Zeitschriftenprojekt »*Puls – Drucksache aus der Behindertenbewegung*« gruppiert hat. In der aus diesem Projekt folgenden Publikation kommen ausser dem dreiseitigen Vorwort der Herausgeber\*innen alleine die Protagonist\*innen dieser Zeitschrift zu Wort (vgl. Graf, Renggli and Weisser 2011). Es sind im Zusammenhang mit sogenannten partizipativen oder inklusiven Forschungsvorhaben zwei verschiedene, aber miteinander zusammenhängende Momente von Bedeutung. Das eine besteht im Problem, dass es den jeweiligen Anspruchsgruppen von Menschen mit sogenannten Behinderungen überhaupt möglich wird, das Wort zu ergreifen (*prendre la parole*). Selbst wenn dies

gelingt, was wie das hier beschriebene Forschungsvorhaben zeigt, schwer genug ist, gibt es keine Garantie dafür, dass das ergriffene und ausgesprochene Wort auch Gehör findet. Der sogenannte wissenschaftliche Diskurs ist oft genug so stark mit sich selbst beschäftigt, dass ihm Neues entgeht und von ihm nicht bemerkt wird. Die dann Sprechenden werden zur Refer\*innen in der Wüste. Wir haben für unsere Forschungsvorhaben nicht zufälligerweise ein diskursives, narratives Vorgehen gewählt, das sich an die Ethnographie und die Ethnopschoanalyse angelehnt hat. Denn unsere grössten Lernschritte haben darin bestanden, dass wir selbst erst verstehen lernen mussten, was wir alles nicht verstanden, weil wir von der Welt auf die wir uns einlassen wollten, überhaupt keine Ahnung hatten, dafür aber von unserem akademischen Hintergrund her mit einem Haufen an dezidierten Meinungen ausgerüstet gewesen sind. Der Weg des Verstehens, den wir beschritten haben, war deshalb mit einer gewissen Notwendigkeit damit verbunden, dass wir unsere Verstörungen als Daten über uns zu lesen verstanden, als Denkstilkonfrontationen, die wir ernst zu nehmen hatten.

Grundlegend ist es für die akademischen, universitären Forscher\*innen darum gegangen in eine grundlegende Situation von Lernen zu gelangen. Es gibt im Hinblick auf die Untersuchung des «Fremden» viele Illusionen. Man begegnet ihnen in der erziehungswissenschaftlichen Praxis relativ häufig; insbesondere im Feld des sonderpädagogischen Handelns trifft man immer wieder auf Praktiker\*innen, die die für ihre «Fälle» mitgelieferten Akten nicht studieren, mit dem Argument, sie möchten einem Menschen unbelastet begegnen und sich nicht mit den mitgeschickten und schriftlich festgehaltenen gesammelten Vorurteilen auseinandersetzen. Es ist gewiss ehrenwert, dass jemand sich bemüht, sich ein eigenes Bild einer Situation zu machen. Aber dazu ist es nicht notwendig, sich in eine Situation künstlicher Naivität zu versetzen. Das Problem besteht darin, dass keine Forscher\*in in ihrem Vorverständnis, also jenen Hintergründen an Wissen, Erfahrungen, aber auch Vorurteilen, die sie ganz einfach deshalb mit sich bringt, weil sie diejenige Person ist, die sie ist, auszuweichen vermag. Wir alle tragen unsere Lerngeschichten mit uns. In diesen Lerngeschichten sind aber wesentliche Aspekte unserer Kultur enthalten, eben auch jene



Aspekte des Ausschliessens und der Stigmatisierung bestimmter Menschen. Sie nicht zur Kenntnis nehmen zu wollen, weil man einem Menschen vorurteilsfrei begegnen möchte, ist aus dieser Perspektive gesehen naiv und vermeint, auf diesem Weg, der manchmal schmerzhaften Konfrontation mit der eigenen Vorurteilshaftigkeit ausweichen zu können. Wer aber seiner eigenen Geschichte durch Vergessen, Verleugnen und Verdrängen auszuweichen vermeint, wird oft vom Wiederholungszwang wieder eingeholt. Erst diese Konfrontation mit der eigenen Lerngeschichte und deren selbstreflexierendes Durchdringen, etwa in der Supervision, öffnet den Raum, in dem sich die *Anderen* zu artikulieren vermögen.

Ähnlich verhält es sich damit, ein Forschungssetting zu erfinden, das partizipativ ist. Zunächst sind die institutionellen Verhältnisse klar zu stellen. Es ist in diesem Fall die Universität, welche partizipativ forschen möchte. Der universitären Forschung geht es darum, zu lernen, was partizipative Forschung bedeuten könnte. Die folgenden Überlegungen gehen von den sich dabei stellenden epistemologischen Fragen aus. Diese werden zunächst erörternd dargestellt und diskutiert. Im Anschluss daran wird das für diese Forschung entwickelte Forschungssetting dargestellt.

### **Das Herstellen von Wissen**

Das Herstellen von Wissen ist ein komplexer Prozess. Zudem wissen wir seit Whitehead's Diktum, dass Wissen nicht länger hält als Fisch und leicht verdirbt. Die Wissenssoziologie befasst sich seit langem mit den Fragen rund um das Herstellen, Kommunizieren und Tradieren von Wissen. In der bisherigen Tradition des wissenschaftlichen Wissens, ist dieses Wissen in der Akademie institutionalisiert gewesen. Im Hinblick auf das wissenschaftliche Wissen bedeutet dies, dass eine kategoriale Trennung besteht zwischen jenen Menschen, die qua formaler Bildung als Akademiker\*innen gelten und jenen, die es nicht sind, den Lai\*innen.

Für die partizipative Forschung ergibt sich aus der Trennung von Wissen im Allgemeinen, von Alltagswissen, also dem als «selbstverständlich» an bestimmten Orten zu bestimmten Zeit vorausgesetzten Wissen und dem sogenannten Fachwissen, das

aus dem verberuflchten Wissen und dem wissenschaftlichen Wissen besteht, eine grössere Schwierigkeit. Die gesellschaftliche Arbeitsteilung führt immer auch zu spezialisiertem Wissen, insbesondere auf den jeweils sich herausbildenden beruflichen Strukturen.

Die Spezialisierung in Berufe und wissenschaftliche Disziplinen lässt sich in ihren Anfängen weit zurückverfolgen. Sie ist so betrachtet mehr als zweitausend Jahre alt. Die Trennung des Wissens und seine Besonderung in verschiedene Berufe und innerhalb der Wissenschaft in verschiedene Disziplinen ist ein noch relativ junges Phänomen. So richtig eingesetzt hat die Auffächerung des wissenschaftlichen und des beruflichen Wissens aber erst seit der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Die Entwicklung der Wissenschaft zur zentralen Produktivkraft in der aktuellen Gesellschaft hat nicht nur das verfügbare Wissen explosionsartig vermehrt, es hat auch beinahe ebenso schnell zu einem Verlust an Übersicht geführt; so, dass wir heute in einem ganz anderen Sinn, als es der Dichter meinte, sagen können, dass es seltsam sei, im Nebel zu wandern.

Der Verlust an Orientierung greift selbstverständlich auch die Ordnung innerhalb der Wissenschaften an. Es gibt kaum noch einen Kanon von «klassischer Literatur», der gekannt werden muss. Dafür besteht jede Menge an «Einführungen aller Art», die sich selbst wieder auf sogenannte «Übersichtsliteratur» beziehen. Sehr viele Studierende der Sozialwissenschaften haben zwar von heute berühmten Leuten wie Michel Foucault, Pierre Bourdieu oder auch Hannah Arendt gehört, manchmal haben sie sogar kurze Originaltexte gelesen, meistens aber kennen sie diese Autor\_innen aus Einführungen, in denen sie nachlesen können, was diese Menschen geschrieben und gemeint haben sollen. In vielen Fällen werden Originaltexte nur noch selten studiert. Schwere Lektüre wird eher vermieden. Als mir vor Jahren eine Studentin mitteilte, dass sie einen Hegeltext<sup>78</sup> nicht gelesen hätte, da das *Kosten-Nutzen-Verhältnis* hier ungünstig sei, da wusste ich nicht, ob ich mich über den Mut der Studentin, mir ihr Unverständnis zu offenbaren, freuen sollte, oder angesichts von so viel manifester Dummheit mich ärgern sollte.

---

<sup>78</sup> Es handelt sich um einen sehr kurzen Text «Begriffe» Hegel 1970), den Hegel für Mittelschüler, die er unterrichtete geschrieben hatte.

Ich erzähle dies hier, weil im Forschungsprojekt, über welches hier berichtet wird, an einer Forschungssitzung ein Mann mit Down-Syndrom mitteilte, dass er ein Buch lese, in welchem zwei Forscher\*innen, die in der Gruppe mitarbeiten, einen Text veröffentlicht haben,<sup>79</sup> lese. Er setzte sich dazu die Kopfhörer auf, damit er nicht abgelenkt werde. Über Wochen hatte er sich durch Dutzende von Seiten hindurch gelesen und sich mit den Fragen, die die Autor\*innen in ihren Beiträgen bearbeitet hatten, auseinandergesetzt.

Er konnte sich freilich auch die Zeit dafür nehmen, da er als sogenannt »geistig behinderter Mensch« in einer Situation lebt, in welcher von ihm niemand irgendetwas erwartet, ausser dass er einigermassen funktioniert. Er konnte sich ganz seiner Leidenschaft für die intellektuelle Anstrengung widmen, während die arme Student\*in auf der Jagd nach ECTS-Punkten atemlos die inhaltliche Auseinandersetzung mit den Gegenständen ihres Studiums verpasste. Ihr Ziel waren 180 ECTS-Punkte um einen BA zu machen, was sie dabei verstanden hatte, schien dabei weniger wichtig zu sein, als das Bestehen der Prüfungen. Die instrumentelle Vernunft ersetzt den subjektiven Bildungsprozess und führt zur Ausbildung von Humankapital, das den Verwertungszwängen der Kapitallogik unterworfen ist.

Wissenschaftliches Wissen ist eine modische und deshalb kurzlebige Angelegenheit geworden. In dem Masse, wie die schnelle Vermehrung von Wissen weitere Ressourcen zur Generierung von mehr Wissen erzeugen hilft, wird bestehendes Wissen entwertet.<sup>80</sup>

---

<sup>79</sup> Graf 2014.

<sup>80</sup> Das zeigt sich unter anderem auch daran, dass Professor\*innen Studierende auffordern, hauptsächlich neuere Literatur zu zitieren. Hier besteht offenbar ein Missverständnis, weil *neu* nicht notwendigerweise auch *besser* meint. Da in den Sozialwissenschaften ein Paradigma fehlt (zum Konzept des Paradigmas in den Naturwissenschaften, vgl. Kuhn 1967 (1961), funktioniert hier die sogenannte *Akkumulation des Wissens* nicht in der gleichen Art und Weise, wie dort, wo ein Paradigma besteht. Es sind hier vielmehr Mechanismen am Werk, die sich mit einer guten Theorie der Mode erklären lassen, da der Wechsel von Denkstilen eher dem Wechsel von Stilen in der Kunst ähnelt (zur Denkstilsoziologie, vgl. Fleck 1980 (1935)). Andererseits wäre es vielleicht für viele nicht einmal so schlecht, wenn sie ihre Nase (wieder) einmal in einen der platonischen Dialoge stecken würden. Die sind ohne Zweifel ziemlich alt, beinahe 2500 Jahre. Aber Platon ist gewissermassen nicht

Wissen ist in unserer Kultur stets institutionalisiert und nach Wert gewichtet. Am wenigsten hoch bewertetes Wissen ist jenes Wissen, das dem Alltäglichen zugeordnet wird. Das höchst gewertete Wissen findet sich in jenem Bereich der Wissenschaft, der den Naturwissenschaften zugeordnet wird. Das übrige wissenschaftliche und verberuflichte Wissen verteilt sich unregelmässig zwischen diese beiden Pole.

Was ist nun mit dem Wissen, das von Menschen hergestellt wird, die ausserhalb dieser Kategorien leben, von Menschen mit psychischen Einschränkungen und kognitiven Einschränkungen? Wer in Einrichtungen als Mitarbeitender mit Rente (MmR) arbeitet, wie Beschäftigungswerkstätten, lebt ausserhalb eines Bereichs, wo er oder sie eine Sprache zur Verfügung hätte, die ihm oder ihr Gehör verschaffen könnte. Diese Menschen sind sprachlos, weil die Umstände, in denen sie leben, sie sozial sprachlos machen. Es ist nicht, dass sie nicht sprechen – wenn auch mit sehr unterschiedlichen Vermögen dazu – das, was sie zu sagen haben, reicht über die Alltäglichkeit ihrer Lebensbewältigung nicht hinaus. Kommunikation findet stets auf einem hierarchisierten, das meint rangmässig geschichteten, und segmentierten Feld statt, auf dem verschiedene gesellschaftliche Kräfte um Hegemonie, das meint um die Fragestellung bestimmenden Einfluss, ringen.

Man spricht und wird gesprochen; man hört und man wird gehört – oder eben nicht. Über eine solche Tabelle, deren Felder sich dichotomisiert darstellen lassen, lassen sich Felder der Kommunikation entwerfen, welche die Möglichkeiten zeigen, die durch die Praxis dieser Felder den einzelnen *Aktanten*, zugestanden werden.

Auf diese Weise lässt sich besser verstehen, wie Sprache als Institution funktioniert und wie sie deshalb immer als offizielle Sprache die Sprache der Herrschenden ist. Damit eine Sprache zur herrschenden Sprache wird, bedarf sie einer Institution. Bis

---

diszipliniert, da ihn ja nicht nur die Philosoph\*innen für sich reklamieren können. Vielleicht haben oben erwähnte Professor\*innen nicht gerade an Platon gedacht, als sie solche Äusserungen tätigten, sondern an Autor\*innen, von denen sie zu wissen vermeinten, dass diese nicht mehr aktuell seien. Darin liegt einer der bestechenden Vorteile des Vergessens. Auf diese Weise lässt sich Altes stets »neu-entdecken«. Odo Marquard hat vor langer Zeit irgendwo gesagt, man soll nicht dem Irrtum verfallen zu meinen, man laufe vorne im Rennen, wenn einem gerade der Zeitgeist überhole.

weit in die Zeit der Aufklärung hinein was dies in Westeuropa die Sprache der Kirche, das Latein. Die Modernisierung der Gesellschaften Europas, die sich seit der Neuzeit angebahnt hat, hat in zunehmendem Masse die lokalen Sprachen auch zur Sprache des entstehenden Nationalstaats gemacht. In diesem Prozess hat sich der moderne Staat herausgebildet, der die Sprache standardisiert hat. Lokale Sprachen sind zu Varianten, zu Dialekten, der herrschenden Standardsprachen geworden. Dies scheint uns heute ein beinahe normaler und sogenannter »naturgemässer« Zustand zu sein. In Tat und Wahrheit liegt dahinter ein langer und verzwickter Prozess mit viel Unterdrückung. An der Durchsetzung der Standardsprache hat die Schule und die damit verbundene staatliche Schulpflicht, der ein ebenso staatliche garantierte Recht auf Schulbildung entspricht, einen grossen Anteil. In diesem Zusammenhang der Institutionalisierung von Bildung gehört auch die Institutionalisierung der wissenschaftlichen Tätigkeit. Auch sie hat eine lange Geschichte, die sich im 19. Jahrhundert stark verdichtet, indem die Universitätsdiplome nationalstaatliche Anerkennung und Zertifizierung erhalten.<sup>81</sup> Das zeigt sich unter anderem auch daran, dass Forschung der Akademie bedarf, damit eine forschende Tätigkeit als wissenschaftlich anerkannt werden kann.

Es ist zwar niemandem verboten, einer forschenden Tätigkeit nachzugehen und dabei neues Wissen zu generieren, entscheidend ist, ob das neue Wissen im Rahmen der institutionalisierten Wissenschaft Anerkennung findet.<sup>82</sup> Was immer im Rahmen dieser Forschungsarbeiten formuliert werden kann, hängt mit einer solchen Rahmung zusammen. Diese ist deshalb stets in das Nachdenken über diese Art der Forschung,

---

<sup>81</sup> Die Wissenschaft ist allerdings mit dem Staat lose gekoppelt. Sie verfügt über eine grosse Autonomie und verwaltet sich weitgehend selbst. Aber die Anerkennung der an den Universitäten verliehenen Diplome ist staatlich geregelt und eine Voraussetzung dafür, innerhalb der selbstverwalteten wissenschaftlichen Institution und in der Domäne des Wirtschaftens Karriere zu machen.

<sup>82</sup> Das vielleicht berühmteste Beispiel ist die Ablösung der ptolemäischen durch das kopernikanische Weltbild. Dieser Prozess scheint seit langer Zeit abgeschlossen zu sein, aber das hindert uns nicht daran, von Sonnenaufgängen und Sonnenuntergängen zu sprechen, genau so, als ob Helios noch immer die Rosse vor seinen Wagen spannte und im Galopp über die Himmelskugel raste.

wie wir sie in der Kreativwerkstatt durchgeführt haben, mit in die Analyse des neuen Wissens einzubeziehen.

Alain Brossat hat auf diesen Zusammenhang in seinem 2005 in französischer und 2012 in deutscher Sprache erschienen Publikation «*Plebs Invicta*» hingewiesen (Brossat 2012). Alain Brossat analysiert in seinem Text eine Arbeit von Michel Foucault, der sich darin mit dem Fall des Elternmörders Pierre Rivière auseinandersetzt. Alain Brossat verband Michel Foucaults Interpretation des Falls Rivière (vgl. Foucault 1975 (1973)) mit einer Bemerkung von Giles Deleuze in «Differenz und Wiederholung» (vgl. Brossat 2012, S. 18, Fussnote 9).<sup>83</sup> Alain Brossat bestimmt in diesem Zusammenhang den Plebejer als den Mann ohne Namen, ohne Familie, ohne Eigenschaften, ohne Ich oder Ego (vgl. Brossat 2012, S. 18). Eigenschaften entstehen in einem wechselseitigen Zuschreibungsprozess, der interaktiv und rückgekoppelt abläuft. Solche Prozesse sind sprachlich ausdrückbar und ermöglichen gemeinsames Denken und Handeln. Der Plebejer ist hier gewissermassen jener Mensch, der gesprochen wird, aber nicht selbst spricht. Was immer er sagt, sagen kann, sagen will ist schon vorbestimmt von jenem Diktum, das ihm zum Plebejer gemacht hat. Eigenschaften sind zugeschriebene Momente eines menschlichen Subjektes. Sie können nicht jenseits einer jeweiligen kulturellen Ordnung bestehen.

Aus solchen Überlegungen heraus ist darüber nachzudenken, weshalb Sprache grundsätzlich nicht einfach sein kann, und niemals alle alles und Alles verstehen werden. Damit stellt sich stets die *Frage der Teilhabe als konkrete Frage der Durchsetzung der demokratischen Rechte*. Unter den Bedingungen von Teilhabe gilt es also, die Praxis der oben erwähnten Kommunikationstabelle zu untersuchen. Damit gelangen wir zu einer Matrix von Kultur, die sich über ihr Tun verfertigt. Das Herstellen von Wissen ist aus solchen Gründen immer an ein schon vorbestehendes Wissen

---

<sup>83</sup> Das entsprechende Zitat bei Giles Deleuze auf welches Alain Brossat sich hier bezieht, lautet: „auf diese Weise entsprechen einander das gemäss der Ordnung der Zeit gespaltene Ego und das gemäss der Reihe der Zeit geteilte Ich und finden einen gemeinsamen Ausweg: im Mann ohne Namen, ohne Familie, ohne Eigenschaften, ohne Ich oder Ego, im „nichtswürdigen“ Bewahrer eines Geheimnisses, schon über Mensch, dessen verstreute Glieder das erhabene Bild umkreisen“ (vgl. Deleuze 2007 (1968), S. 123).

gebunden. Wir können Neues nur wissen, weil wir schon Altes Wissen wissen.

### **Neues Wissen machen und dafür auch Gehör finden**

Claude Lévi-Strauss schrieb in seinem Buch *Das Rohe und das Gekochte* von den Schwierigkeiten, die ihm sein Thema bereitete. In der Einleitung machte er sich Gedanken darüber, auf welche Kritiken seine Arbeit stossen könnte, und er versuchte, sich zu rechtfertigen. »In Disziplinen wie der unseren schreitet die wissenschaftliche Erkenntnis nur stolpernd fort, unter der Peitsche der Anspannung und des Zweifels. Sie überlässt der Metaphysik die Ungeduld des Alles oder Nichts. Um unser Unternehmen zu validieren, ist es unserer Ansicht nach nicht nötig, dass es auf Jahre hinaus und bis in die kleinsten Details den Ruf einer mutmasslichen Wahrheit genießt. Es genügt, wenn man ihm das bescheidene Verdienst nicht abspricht, eine schwierige Frage in weniger schlechten Zustand zurückgelassen zu haben, als es sie vorgefunden hatte. Vergessen wir auch nicht, dass es für die Wissenschaft keine ein für alle Mal feststehenden Wahrheiten gibt. Der Gelehrte ist kein Mensch, der wahre Antworten liefert, sondern ein Mensch, der die richtigen Fragen stellt« (Lévi-Strauss 1976, S. 19).

Die »*richtige Frage*« hängt meiner Ansicht nach mit der gewählten Vorgehensweise in einem Forschungsprojekt eng zusammen. Sie ist nicht voraussetzungsfrei, sondern entspringt dem Kontext der Forschung.<sup>84</sup>

Die für diese Forschung gewählte Vorgehensweise bestand darin, Forscher\_innen der Universität mit Forscher\_innen aus der Kreativwerkstatt zusammenzubringen und einen gemeinsamen Forschungsprozess durchzuführen. Ich wählte von Anfang an einen Ansatz, der es offenliess, worüber diese Forschung stattfinden würde. Was auch immer die Forscher\_innen der Kreativwerkstatt sich als Forschungsfrage stellen würden, die Rolle der Forscher\_innen, die von der Universität kamen, wäre *grosso modo* eine immer ähnliche. Diese Rolle besteht darin, den Forschungsprozess zu moderieren und zu dokumentieren. Die Moderation des Forschungsprozesses geschah auf zwei Ebenen.

---

<sup>84</sup> Ich bin dieser Frage in verschiedenen Publikationen nachgegangen, vgl. dazu insbesondere Graf 2008.

Die eine Ebene stellten die wöchentliche Forschungssitzungen dar. Die andere Ebene bestand in der Begleitung von Aktivitäten der Forscher\_innen aus der Kreativwerkstatt, die jeweils an der Forschungssitzung besprochen wurden. Im Forschungsjournal hielten die Forscher\_innen aus der Universität alle ihre Aktivitäten fest. Ihr eigenes Erleben, das Beschreiben und das Reflektieren waren Teil des Forschungsjournals.

Man kann sich fragen, inwieweit das Forschungstagebuch bereits der Forschungsbericht ist. In der sozialwissenschaftlichen Forschung sind alle möglichen Varianten bisher versucht worden, von der Verwendung des Forschungstagebuchs als Forschungsbericht bis hin zum Ausschluss sämtlicher sogenannter subjektiver Eindrücke im Forschungsbericht. René Lourau hatte darüber in seinem Buch *le journal de recherche* berichtet (vgl. dazu Lourau 1988). Letztlich ist der Forschungsbericht jener Bericht, den die Forscher\*in nach Beendigung ihrer Forschung fertiggestellt hat, ganz unabhängig davon in welcher Gestalt sie diesen aus ihren Händen entlässt.

Wissen entsteht auf dem Hintergrund von Wahrnehmungsprozessen und ist das Ergebnis einer verarbeiteten Wahrnehmungserfahrung. Beide Momente, die das Entstehen des Wissens ausmachen, sind Ergebnisse geronnener Lernprozesse. Sie sind institutionalisiert und wissenschaftlich diszipliniert. Das bedeutet, dass Wissen stets im Unterschied zu anderem Wissen besteht.

Hans-Jörg Rheinberger bezeichnete *Experimentalsysteme* als Systeme, in denen Wissensobjekte und die technischen Bedingungen ihrer Hervorbringung unauflösbar miteinander verknüpft seien (vgl. Rheinberger 2006, S. 9). »Sie sind zugleich lokale, individuelle, soziale, institutionelle, technische, instrumentelle und, vor allem, epistemische Einheiten« (Rheinberger 2006, S. 9). Diese Sicht auf die Forschung verändert die klassische Perspektive von Subjekt und Objekt. Jacques Lacan ging dieser Frage in seiner Vorlesung aus dem Jahre 1965 an der E.N.S. (École Normale Supérieure), der als Aufsatz zum ersten Mal 1966 veröffentlicht wurde mit dem Titel *Die Wissenschaft und die Wahrheit* ein: »Es gibt etwas im Status des Objekts der Wissenschaft, das uns, seit der Entstehung der Wissenschaft, noch nicht erhellt scheint« (Lacan 1975, S. 241). In diesem Text



setzte er sich mit der Frage auseinander, ob die Psychoanalyse eine Wissenschaft sei. Diese Frage ist insofern sehr wichtig und spannend, weil das Objekt der Psychoanalyse als Wissenschaft das Subjekt ist, sodass diese Operation des Herstellens von psychoanalytischen Wissen über eine Spaltung des Objektes möglich ist. Für Lacan war das Unbewusste wie eine Sprache strukturiert (vgl. Lacan 1975, S. 245 ff.). In diesem Sinne hat die Wissenschaft kein Gedächtnis. »Sie vergisst, einmal konstituiert, die Peripetien, aus denen sie hervorgegangen ist, also eine Dimension der Wahrheit, die die Psychoanalyse in hohem Masse in Anwendung drängt.

Doch ich muss präzisieren, man weiss, dass die physikalische oder die mathematische Theorie – nach jeder Krise, die sich in die Form einer verallgemeinerten Theorie auflöst, wobei dieser Terminus auf keinen Fall so aufzufassen ist, als bedeute er: Übergang zum Allgemeinen – häufig in seinem Rang und in seiner früheren Struktur konserviert, was sie verallgemeinert. Nicht darüber reden wir, sondern über das Drama, das subjektive Drama, das jeder dieser Krisen kostet. Dieses Drama ist das Drama des Wissenschaftlers. Es hat seine Opfer, die in nichts erkennen lassen, ob ihr Schicksal sich in den Ödipusmythos einschreibt« (Lacan 1975, S. 249). Das »subjektive Drama« bezeichnet die Erschütterungen, welche die Forschenden betreffen, die etwas Neues entdecken. Auf den ersten Blick scheint die Formulierung von Jaques Lacan paradox zu sein. Sollte man nicht meinen, dass die Wissenschaftler\*innen sich darüber freuen müssten, Neues gefunden zu haben. Neues hat immer auch etwas Ambivalentes, während es uns lockt und unsere Neugier kitzelt, zeigt es stets auch eine bedrohliche Seite. Nicht umsonst sind Lernprozesse Mischungen aus Assimilation und Akkommodation. Sie sind als solche Ergebnisse von Anpassungsprozessen, die in ihrer Wechselwirkung das System und dessen Umwelt betreffen. Beide verändern sich. Aus diesem Grunde ist Lernen ein Vorgang, der immer auch zu Orientierungsverlusten führt, gerade dort wo neue Orientierung entsteht. Deshalb begegnen wir Neuem stets in dieser Mischung aus Neugier und Faszination. Hans-Jörg Rheinberger bezeichnete die Experimentalsysteme als die eigentlichen Arbeitseinheiten der gegenwärtigen Forschung. Experimentalsysteme müssten zu differenzieller Reproduktion

fähig sein. »Reproduktion und Differenz sind zwei Seiten ein und derselben Medaille; ihr Wechselspiel bedingt die um Schwünge und Verschiebungen im Forschungsprozess. Experimentalsysteme müssen, sollen sie produktiv bleiben, so organisiert sein, dass die Erzeugung von Differenzen zur Reproduktionstriebkraft der ganzen Experimentalmaschinerie wird« (Rheinberger 2006, S. 13).

Diese Verarbeitung findet im Rahmen der institutionellen Ordnung statt, in welcher die Wahrnehmungserfahrung ermöglicht wird. Vor gut 2400 Jahren hatte der griechische Philosoph Aristoteles in seiner Nikomachischen Ethik die politische Wissenschaft als die wichtigste bezeichnet, «denn sie bestimmt, welche Wissenschaften in den Staaten vorhanden sein müssen, welche ein jeder lernen muss und bis zu welchem Grade man sie lernen muss» (1094 b 1, Aristoteles 1972, S. 56). In diesem Zusammenhang war es für ihn wichtig, die Frage nach der Präzision zu beantworten, die sich bei der wissenschaftlichen Forschung stellt: «Denn man darf nicht bei allen Fragen die gleiche Präzision verlangen, wie man es ja auch nicht im Handwerklichen tut» (1094 b 14, Aristoteles 1972, S. 56). Damit ist die Frage nach der Kalibrierung der Unterscheidung und nach der *Granularität* von Wissen gestellt (vgl. dazu Atmanspacher et al. 2014), welche entscheidend ist für das «Auflösungsvermögen» eines Wissens. Man kann sich dies leicht anhand eines Beispiels vorstellen. Wer je einmal Bilder aus der Serie von Claude Monet *Die Kathedrale von Rouen* betrachtet hat, wird zweifelsohne von der Schönheit dieser Darstellungen überwältigt sein, ebenso auch von der Präzision der Darstellung, die sich indes nur aus der jeweils optimalen Distanz vom Bild für die Betrachter\*in erschliesst. Man ahnt alle Details bei dieser optimalen Distanz, man sieht sie genau, geht man allerdings näher an das Bild heran, werden die Details nicht genauer, sondern lösen sich schliesslich in einzelne Farbtupfer auf. Das Bild lässt sich nicht «genauer einstellen».

Solche Phänomene sind mit *Kalibrierung*, *Granularität* und *Auflösungsvermögen* gemeint. Diese drei Begriffe stellen drei unterschiedliche Momente im Prozess des Erkennens und der Wissensherstellung dar. *Kalibrierung* meint die Feinheit des Unterscheidungsvermögens; diese ist nicht unabhängig von der *Granularität* der theoretischen Konstruktion, die wiederum das

*Auflösungsvermögen*, das meint, die Reichweite der Aussagen in ihrem sinnvollen Kontext bestimmt.

Aristoteles formulierte einen zentralen Gedanken aus der späteren Denkstiltheorie von Ludwik Fleck, wenn er sagt: «Jeder beurteilt dasjenige richtig, was er kennt, und ist darin ein guter Richter» (1094 a 1 Aristoteles 1972, S. 57) und kurz vorher «Denn es kennzeichnet den Gebildeten nur so viel Präzision zu verlangen, als es die Natur des Gegenstandes zulässt» (1094 a 24 Aristoteles 1972, S. 57). Diese Formulierungen sind denen ähnlich, die Ludwik Fleck in seinem Aufsatz «Schauen, Sehen, Wissen» aus dem Jahre 1947 machte (vgl. Fleck 1983 (1947)).

Im Kontext der partizipativen Forschung stellt sich als besonderes Problem neben der Frage des «richtigen» Auflösungsvermögens die Frage nach dem Einbezug der Forschenden in die Forschung, die Frage der Trennung des Erkennenden vom Erkannten und die Frage der adäquaten Distanz der Forschenden zu den Gegenständen ihrer Forschung (vgl. Graf 2015).

Von der Beantwortung dieser Fragen hängt es ab, inwiefern das in einem solchen Kontext geschaffene Wissen als wissenschaftliches Wissen im Kontext der jeweiligen wissenschaftlichen Referenzdisziplinen abhängt. Es geht also nicht nur darum, im Rahmen einer solchen Forschung sorgfältig zu arbeiten, um die unmittelbaren Forschungsergebnisse zu Wissen zu machen. Es geht auch darum, dieses Wissen in geeigneter Form der jeweiligen wissenschaftlichen Gemeinschaft so zugänglich zu machen, dass es im Rahmen jeweiliger Denkstilkonfigurationen anschlussfähig ist.

### **Die Anerkennung von Wissen**

Wissen hält nach A. N. Whitehead bekanntlich nicht länger als Fisch. Wissen ist performativ und bleibt so lange «lebendig», als es in Kollektiven zirkuliert. Als zirkulierendes Wissen verändert es sich in seiner Gestalt. Dieser Gestaltwandel von Wissen betrifft sowohl die spezifische Form, die es annimmt als auch seine Inhalte. In gewisser Weise kann von Wissen, das übermittelt wird, gesagt werden, dass nur wer sich stets verändert, sich selbst treu bleibt. Partizipative Forschung muss sich deshalb zur Aufgabe machen, neben der Produktion von neuem Wissen, das es so formal und inhaltlich bisher noch nicht gegeben hat, stets auch

dafür zu sorgen, dass dieses neue Wissen innerhalb und ausserhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft als ein wissenschaftliches Wissen anerkannt wird und Gehör findet. Die bisherigen Erfahrungen zeigen, dass dies leichter postuliert als realisiert werden kann. Zwar hat sich in den letzten Jahrzehnten die Akademisierung des wissenschaftlichen Wissens in vielerlei Hinsicht etwas relativiert, aber noch immer ist die staatliche Bildungsinstitution jener soziale Ort, der zugegebenermassen über viele Strassen, Gassen und Plätze verfügt, wo wissenschaftliches Wissen kulturell in der Gesellschaft verankert ist. Die Probleme sind durchaus ganz praktische. Die Universität ist beispielsweise in ihren Human Relations-Abteilungen nicht dafür eingerichtet, Menschen ohne Maturität als wissenschaftliche Hilfskräfte und schon gar nicht als Wissenschaftler\*innen zu beschäftigen.<sup>85</sup>

### **Das Forschungssetting**

Jedes Forschungssetting lässt sich formal als Interaktion zweier Kontexte darstellen, die sich in Interaktion befinden (vgl. dazu Graf 1990b; Graf 2008). Eine solche Unterteilung ist formal. Sie ist eine Beobachterleistung und sie ist arbiträr. Das sie entscheidende inhaltliche Kriterium ist die Bestimmung der Heureka-Schranke, der Prozess des Unterscheidens und Zuordnens (vgl. Castoriadis 1984), welche notwendig dafür ist, dass von Forschung gesprochen werden kann. Die Forscher\*in stellt eine Frage und beantwortet diese mit dem Ausspruch «und das nehme ich wahr ...». Jeder Wahrnehmungsprozess ist notwendigerweise in jene institutionellen Ordnungen eingebunden, die von dieser Forschungsfrage betroffen sind. Eine der Schwierigkeiten jeder Forschung besteht darin, dass Forschungsfragen notwendigerweise viele verschiedene Zusammenhänge verknüpfen. In der Reflexion der Forschungserfahrung muss man versuchen, diese Verknüpfungen wieder aufzulösen, indem man zu verstehen versucht, was sich denn hier genau womit und woran verbunden hat.

---

<sup>85</sup> Die Anstellung mehrerer Menschen, die in einer Selbstvertreter\_innengruppe von Menschen mit Lernschwierigkeiten tätig gewesen sind, als wissenschaftliche Hilfskräfte, liess sich nur sehr schwer verwirklichen. Als «normale» Mentor\_innen, für das Äquivalent dieser Funktionen sollten sie bezahlt werden, liessen sie sich nicht unter Vertrag nehmen, da sie ja keine Studierenden waren.

Der Rahmen, innerhalb dessen Forschungsprozesse stattfinden, muss stets definiert sein. Es ist erst dieser Rahmen, der aus Tätigkeiten Forschen macht. Jedes Forschungssetting besteht aus formal gleichen oder wenigstens ähnlichen Elementen. In der sozialwissenschaftlichen Forschung besteht Forschen immer aus der Begegnung von Menschen mit Menschen bzw. aus der Begegnung von Menschen mit Berichten über Menschen. Anders gesagt ist sozialwissenschaftliche Forschung stets in die Gruppalität eines Tuns eingebunden. Damit ich ein Forschungssetting denken kann, muss sich einen solchen Bezug herstellen. Zudem ist es notwendig, eine Gruppentheorie zu verwenden, die Anschlüsse sowohl an die *Horizontalität* der Forschungssituation ermöglicht, während sie andererseits die Anschlüsse an das Forschungssubjekt selbst und dessen *Vertikalität* nicht verunmöglicht. Sie muss anschlussfähig sein an die multiplen Zugehörigkeiten, die für jedes gesellschaftliche Individuum verschieden sind.<sup>86</sup> Das Einrichten eines Forschungssettings ist der Versuch des oder der Forschenden, das Moment des Forschens konstant zu behalten. Es handelt sich dabei um den Versuch, eine Invarianz dieser Rahmenbedingungen herzustellen und aufrechtzuerhalten. Inwiefern dies gelingt, ist eine Entscheidung der Forscher\_in. Es ist die Forscher\_in selbst, die diese Kalibrierung vornimmt, indem sie eine bestimmte Desensibilisierung ihrer Unterscheidungen entscheidet. Von einer Entscheidung zu sprechen, suggeriert allerdings ein Bewusstsein für Alternativen. In vielen Fällen fallen Differenzwahrnehmungen allerdings in die Latenz, welche die Forscher\_in begleitet. Erst das Auftauchen einer Differenz aus dieser Latenz, welche zur Irritation der Forscher\_in führt, macht diesen Prozess für die Forscher\_in selbst wahrnehmbar. Ein Forschungssetting besteht ungefähr aus folgenden fünf Elementen. Zunächst besteht es aus dem Gegenstand der Forschung, der Forschungsfrage. Dann sind die Rollen im Forschungsprozess zu klären: wer forscht, wer wird beforscht? Die Zeit des Forschens und der Ort des Forschens sind zu bestimmen und schliesslich stellt sich die Frage der Bezahlung einer

---

<sup>86</sup> So ungefähr habe ich dies 2008 in meinem »Forschungsbuch« formuliert, vgl. Graf 2008, S. 260.

Forschung. Jedes dieser fünf formalen Elemente kann sehr unterschiedlich ausgestaltet sein.<sup>87</sup>

Die Kontrolle der Subjektivität der forschend Handelnden wird dabei zu einem zentralen Moment des Forschungsprozesses selbst. »Die Forschenden versuchen dabei immer, ihre eigene Subjektivität zu kontrollieren und deren Einfluss auf das Forschungsgeschehen auszuschalten, oder falls das nicht gelingt, diesen doch wenigstens stabil zu halten und zu kontrollieren. Es gibt in der Wissenschaft zwei gegensätzliche Strategien, dieses Problem zu lösen, die sich in ihren Extrempunkten erstaunlich nahe kommen. Der eine Weg ist der Versuch, das zu beschreibende Forschungsobjekt mathematisch zu modellieren, sodass es unabhängig vom konkreten Umständen vorhersagbar wird. Das gilt sowohl für das Forschungsobjekt als auch für sein Verhalten. (...) Der andere Weg ist der, eine Einzelheit der Welt so genau zu studieren, dass sich in ihrer Beschreibung die Ganzheit der Welt wiederfindet. Das ist das Programm der Poesie, so wie Goethe sie verstanden hat. In beiden Fällen zielt die gerichtete Neugier der Forschenden auf die Ebene der allgemeinen Beschreibung der Welt. Es ist epistemologisch das Erbe der Aufklärung als Versuch, die Welt mithilfe des Verstandes zu erklären.

Demgegenüber gibt es ein weiteres Programm, jenes nach dem ersten Scheitern der angewandten Vernunft im »*terreur*« der französischen Revolution, dass der Vernunft grundlegend skeptisch gegenübertritt, wenn die Vernunft für sich in Anspruch nimmt, Welt allein und vollständig erklären zu wollen. Das ist das wissenschaftliche Programm der Romantik. Auch hier werden wieder quantitative und qualitative Methoden eingesetzt so ist etwa für den Freiherr von Hardenberg, auch bekannt unter dem Namen Novalis, die Mathematik eine Geisteswissenschaft, die es möglich macht, über die Abstraktionen mit der Unendlichkeit der Welt umzugehen. Die Romantik kritisiert grundlegend die Fokussierung auf die alleinige Vernunft, für sie ist intellektuelle Intelligenz mehr als Vernunft. Der romantische Standpunkt anerkennt die Überkomplexität der Welt und das Unvermögen, sie in ihrer

---

<sup>87</sup> Ich habe den Forschungsprozess stets als Kontextinteraktion verstanden. Diese Kontextinteraktion besteht aus dem Forschungskontext und dem Kontext der Forschung, zum ersten Mal in Graf 1990.

Totalität zu erfassen und zu beschreiben er entspricht etwa eine Strategie der Theoriebildung, wie sie R.K. Merton als »*theories of the middle range*« vorgeschlagen hatte« (Graf 2008, S. 261). Forschung bringt stets Veränderungen in jene Verhältnisse, die sie beforcht. Dazu gehört, dass die Forscher\*in selbst ein Teil dieser Verhältnisse ist. Die Forscher\_in ist in diesem Sinne ihr eigener Analysator. Georges Lapassade sagte über seine Forschungsarbeit in Quebec: »Ich komme ungelegen, dass allein schon bringt die Dinge in Bewegung« (Lapassade 1976, S. 28). Selbstverständlich stören die Forsch\_e\_rinnen die Verhältnisse, die sie untersuchen, weil sie sie nur unter den Bedingungen ihrer Anwesenheit zu untersuchen vermögen.<sup>88</sup>

---

<sup>88</sup> Hier besteht oft eine Täuschung der Forschenden über sich selbst. Die Forscher\_innen sind selbstverständlich präsent, selbst dann, wenn sie sich vor den Beforschten hinter dem Einwegspiegel verbergen, die Anonymität der online Befragung dem direkten Gespräch mit den Beforschten vorziehen, oder die Beforschten auffordern sich selbst zu äussern. Die Aufforderung, dass die Beforschten sich selbst äussern sollten, ist vielleicht die grösste Herausforderung für das selbstreflexive Denken der Forschenden, weil ihre Anwesenheit sich hier »nur« im Wunsch der einen an die anderen besteht. Dabei muss dieses Begehren nicht expressis verbis auch ausgesprochen sein. Es genügt schon, dass die einen glauben, die anderen würden von ihnen ein solches Verhalten gerne erwarten, und sie diese vermutete Erwartung nicht enttäuschen möchten. Verpflichtungen und Verbindlichkeit bedeuten immer Verwicklungen.

»In der griechischen Sprache heisst *Techné* gleichzeitig Kunst und Technik und so möchte ich denn schliessen mit dem Appell, die drei Dinge: Formel, Kunst, Technik nie und nimmer zu trennen, sondern eingedenk zu bleiben, dass nur im gegenseitigen Zusammenwirken dieser drei das Heil liegen kann«  
Andreas Speiser (11. September 1949, siehe Schriften, S.14 / [https://de.wikipedia.org/wiki/Andreas\\_Speiser](https://de.wikipedia.org/wiki/Andreas_Speiser) / Abfrage 12. 7. 2016 ).

## **Kreativität und Kunst**

Die Menschen, die in der Kreativwerkstatt arbeiten, beziehen eine Rente der Invalidenversicherung, wenn sie im Status eines MmR (Mitarbeitende mit Rente) sind, und wenn sie Lohn beziehen sind sie MoR (Mitarbeitende ohne Rente). Die Mitarbeitenden mit Rente sind allesamt Personen, die weder im sogenannten ersten noch im sogenannten zweiten Arbeitsmarkt bestehen konnten. Sie sind überall als nicht verwendbar ausgemustert worden. Die Kreativwerkstatt ist eine Beschäftigung, die eine Tagesstruktur anbietet. Das Besondere an dieser Einrichtung besteht darin, dass sie einen sozialen Raum darstellt, in dem Menschen sich ausdrücken können. Sie sind ausübende von *Techné* im Sinne von Andreas Speiser im Motto zu diesem Kapitel. Ich bin im Rahmen dieser Forschung in mir neuen Situationen immer wieder an die Grenzen meiner eigenen Vorurteile gestossen. Diese Vorurteile haben stets etwas damit zu tun gehabt, dass mein eigener imaginativer Raum nicht ausgereicht hat, den Menschen, denen ich begegnet bin gerecht zu werden.

Im Frühjahr 2016 führten 3 Künstler\*innen der Kreativwerkstatt durch eine Ausstellung des Malers Jean Dubuffet in der Fondation Beyeler in Riehen bei Basel durch. Aus Versehen war ich zu früh im Museum und zugleich verlief ich mich dort. Da ich das Museum ziemlich gut kenne, war ich über diesen Lapsus schon ziemlich verwirrt. Um so dankbarer war ich, als ich dann die einen der Künstler mit einer MoR im Museum sah. Rasch trat ich auf sie zu und begrüßte sie. Die MoR sagte mir, der Künstler habe sich die



drei Bilder, die er anlässlich der Führung vorstellen wolle, vorher nochmals anschauen wollen. Ich lief ihnen hinterher quer durch die Säle. Anschliessend fragte mich die MoR, ob ich auch noch mitkommen wolle zum Kaffee, die anderen seien schon dort. Also ging ich mit und traf dort die anderen zwei Künstler\*innen und einige Personen, die mit ihnen gekommen waren. Als es Zeit war, sich für die Führung wieder ins Museum zu gehen, ging ich zusammen mit einer jungen Malerin KH den kurzen Weg zum Museum hinüber. Unterwegs erzählte sie mir über die Farbgebung und die Pinselführung von Van Gogh. Ich war darüber entsetzt, dass ich über das Wissen dieser Frau erstaunt war. Ich kenne einige Maler\*innen in meinem Freundeskreis und sie erzählen mir oft Dinge, die ihre Kunst betreffen, auch solche der Technik. Weshalb hatte ich dieser Künstler\*in ein solches Interesse und das dazugehörige Wissen zuerst einmal spontan abgesprochen? Einfach nur, weil sie eine Invalidenrente bezieht?

Ich weiss es selbstverständlich nicht so genau.

Aber ich habe bei dieser und anderen Gelegenheiten gelernt, dass das Wissen um eine Sache etwas ziemlich Anderes ist, als das Fühlen dieser Sache in einer Situation.

Die Ausgrenzung wohnt weniger im Kopf als im Gefühl. Gefühle zu verändern, das ist nicht einfach. Es erinnert mich an das Konzept des Deutero-Lernens von Gregory Bateson. Deutero-Lernen bezeichnet einen Prozess, der die Veränderung des Prozesses von Lernen, wie wir es gewöhnlich kennen, Bateson nannte es das »Lernen I« (damit ist »die Veränderung in der spezifischen Wirksamkeit der Reaktion durch Korrektur von Irrtümern der Auswahl innerhalb einer Menge von Alternativen« (Bateson 1996, S. 379) gemeint). Es geht also darum, eine andere Form von Lernen zu erlernen. Insofern könnte ich nun vorschlagen, meine Verstörung und Scham über meine Gedanken und unausgesprochenen Vorannahmen über diese Künstler\*in seien in eine Sequenz von Verwirrungen einzuordnen, die mir eine Veränderung meines Lernens ermöglichen könnte. Ein solches Lernen kann aber immer nur in den Verhältnissen erfolgen, wo ich Menschen, wie etwa dieser Künstler\*in, im Alltag begegnen kann. »Niemand ist in einem Vakuum 'findig', 'abhängig' oder 'fatalistisch'. Das Charakteristische eines Menschen, was es auch sein mag, ist nicht etwas an ihm, sondern ein Charakteristikum

dessen, was zwischen ihm und etwas (oder jemand) anderem vorgeht. Wenn es sich so verhält, ist es natürlich, das zu beobachten, was zwischen Menschen vorgeht, um dort Kontexte des Lernen I zu finden, die geeignet sind, Einfluss auf Prozesse des Lernen II zu nehmen. In solchen Systemen, die zwei oder mehr Personen umfassen, wo die Mehrzahl der wichtigen Ereignisse Haltungen, Handlungen oder Äusserungen von Lebewesen sind, beobachten wir unmittelbar, dass der Strom der Ereignisse gewöhnlich durch eine stillschweigende Übereinkunft zwischen den Personen hinsichtlich der Natur ihrer Beziehungen in Lernkontexten interpunktiert wird – oder aber durch Kontext-Markierungen und die stillschweigende Übereinkunft, dass diese Kontext-Markierung für beide Seiten 'dasselbe' bedeuten sollen« (Bateson 1996, S. 386). Wenn wir tatsächlich eine inklusive Gesellschaft anstreben und damit meinen, dass alle Menschen ihre Beiträge zur menschlichen Kultur einbringen können sollen, dann müssen wir uns alle einem tiefgreifenden Lernprozess unterziehen. Dies wird ein Lernprozess sein, der lange Zeit dauern könnte. Er wird vielleicht auch von Rückschlägen begleitet werden, aber wenn es uns gelingt, gemeinsam kreativ zu sein, dann werden wir dieses Lernen zustande bringen.

Kreativität, das ist jene menschliche Eigenschaft, die es den Menschen ermöglicht, ihre Kultur hervorzubringen. Niemand kann aufgefordert werden, jetzt kreativ zu sein. Kreativität zeigt sich oder auch nicht. Menschen werden in der Auseinandersetzung mit ihrer sie umgebenden Umwelt kreativ. In der französischen Sprache bedeutet »réaliser« etwas verwirklichen. Der »réalisateur« ist der Filmregisseur, das ist jede Figur die etwas in Szene setzt, verwirklicht. Im Tun der Menschen verwirklichen sich stets Ideen. Nicht immer sind es die eigenen Ideen der Menschen, die irgendetwas tun. Immer aber sind die eigenen Ideen mit dem eigenen Tun verbunden. Das führt bei manchen Menschen zu Spannungen. Diese Spannungen können so gross werden, dass Menschen in bestimmten Rahmen nicht mehr handeln können. Es ist möglich diese Handlungsunfähigkeit einzelner Menschen als deren Defizit zu sehen. Das ist die gängige Sicht der Herrschaft. Es wäre selbstverständlich möglich, die Rahmen für die Menschen so anzupassen, dass sie darin handlungsfähig wären. Das geschieht nicht an vielen Orten. Die aufgrund ihrer

Handlungsunfähigkeit in bestimmten Rahmen aus den Arbeitsprozessen ausgeschlossenen Menschen versammeln sich in der Kreativwerkstatt.

Kreativität hat stets etwas zu tun mit Wärme, Liebe und Erotik, sie ist immer sinnlich. Sinnlichkeit lässt sich allerdings nicht immer gut kontrollieren. Menschen brauchen die Möglichkeit, sich ihre eigene innere Welt zu schaffen. Wird ihnen diese Möglichkeit genommen, dann gehen viele von ihnen zu Grunde.<sup>89</sup> Viele Menschen werden durch die Randbedingungen unserer Kultur zerdrückt, sie scheitern, weil sie die Anforderungen, die der Alltag an sie stellt, nicht mehr zu meistern vermögen.

Gleichzeitig sind sie oft nicht in der Lage, sich zusammen mit anderen Menschen, denen es gleich geht, zur Wehr zu setzen. Immer wenn das geschieht, ist es dem kapitalistischen System gelungen, seinen Grund Widerspruch, der darin besteht, dass Menschen Menschen ausbeuten, in ein individuelles und persönliches Problem der ausgebeuteten Menschen zu kehren. In dem Ausmass, wie solche strukturellen Probleme als Probleme von Individuen, die erkranken, die versagen usw. erscheinen, vermögen die Dispositive der sozialen Arbeit aktiv zu werden.

In der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals sind die menschlichen Verflechtungszusammenhänge so gestaltet, dass ein sozialer Raum eröffnet wird, in welchem sich die Menschen mit Rente ausdrücken können. In diesem Raum wird Kreativität möglich, und diese drückt sich in verschiedenen Ergebnissen aus. Einerseits entstehen kunsthandwerkliche Produkte, wie Taschen, Etais, gewebte Stoffe mit eigenen Mustern und dergleichen mehr. Andererseits arbeiten viele Menschen mit Rente in der Kreativwerkstatt an ihren künstlerischen Projekten. Es entstehen vor allem Bilder, Skulpturen, Linolschnitte, Collagen.

### **Kunst – was ist das?**

Die Frage danach, was Kunst sei, ist eine alte und vielfach und widersprüchlich beantwortete Frage. Diese Frage ist so schwierig

---

<sup>89</sup> Sehr eindrücklich hatte dies Cecil Ines Loos in ihrem Roman »Der Tod und das Püppchen« beschrieben. Cecil Ines Loos beschrieb in diesem Buch die Geschichte eines kleinen Mädchens, das im Heim so verzweifelt war, dass es beschloss, in die Kälte hinauszugehen und zu sterben. Als sie sich dazu aufmachte, hörte sie die Stimme des Püppchens, welches sie zurückrief und damit ins Leben zurückrief. Vgl. Loos 1983 (1939).

zu beantworten, wie die Frage, wann denn in der Geschichte der Menschen Kunst anfängt. Wir können diese Frage selbstverständlich hier nicht beantworten. Der französische Philosoph Georges Bataille spricht im Zusammenhang mit den Bildern in der Höhle von Lascaux, davon, dass hier die Geburtsstunde der Kunst stattgefunden hat (vgl. dazu Bataille 1983). Das ist in dieser Absolutheit gewiss eine dichterische Übertreibung oder Verdichtung. Denn es ist dem Diktum des marxistischen Kunsthistorikers Max Raphael zuzustimmen, dass es letztlich weder eine »Kunstgeschichte« noch einen »Anfang der Kunst« geben kann, wie Shirley Chesney als Herausgeberin des nachgelassenen Werkes von Max Raphael »Wiedergeburtsmagie in der Altsteinzeit« in dessen Einführung schreibt (vgl. Raphael 1979, S. 14). Die Begeisterung, die Georges Bataille für die Höhlenbilder von Lascaux empfunden hatte, haben etwas mit der Unmittelbarkeit zu tun, mit der uns diese Bilder berühren. »Wenn wir die Höhle von Lascaux betreten, so überwältigt uns ein Gefühl, was wir vor den Glasschränken mit den Knochen und Steinwerkzeugen des fossilen Menschen nicht haben. Es ist das gleiche Gefühl brennender Gegenwärtigkeit, das uns die Meisterwerke aller Zeiten übermitteln. Als was immer die Kunst erscheinen mag, wahr ist doch, dass sie sich, als das Schöne, an das Gemeinsame, an die Milde der Brüderlichkeit wendet. Ist es denn nicht die Schönheit, die wir lieben? Und wäre die Freundschaft nicht leidenschaftliche, die immer wieder gestellte Frage, deren einzige Antwort die Schönheit ist? Dass das Kunstwerk, mehr als man gewöhnlich wahrhaben will, das Gemüt trifft und nicht den Geist, muss gerade für Lascaux in aller Dringlichkeit gesagt werden, um so mehr, als seine Kunst für uns zunächst eine Kunst der Antipoden ist« (Bataille 1983, S. 12). Kunst hat etwas damit zu tun, dass sie zunächst nichts »Nützliches« hervorbringt, es sei denn die Nützlichkeit des Spiels, das zuerst erfunden werden muss. Es geht um die Entwicklung der Vorstellungskraft, der Imagination und der Phantasie.<sup>90</sup> Für

---

<sup>90</sup> Hier ist an die Überlegungen von Gregory Bateson anzuknüpfen, die er in seinem Aufsatz »Eine Theorie des Spiels und der Phantasie« angestellt hatte (vgl. dazu Bateson 1981, S. 241 ff.) und die sich in vielerlei Hinsicht auf das Konzept der Imagination bei Cornelius Castoriadis (vgl. Castoriadis 1984) anwenden lassen. Dafür

Georges Bataille war es die Erkenntnis der eigenen Sterblichkeit. Diese bildete eine Art Riss, das Gefühl des Todes wird mit seiner Erkenntnis zu etwas Verbotenem (vgl. Bataille 1983, S. 29). Und damit wird die innere Einheit der Verbote zu einer Klammer für die Kultur. »Wenn man die Gesamtheit der Verbote, die im allgemeinen aus den Reaktionen des Staunens oder der Angst hervorgegangen sein müssen, dem gegenüber, was sich plötzlich als *ganz anders* (im Original kursiv / eog) erweist, ins Auge fasst, so zeigt uns die Summe unserer historischen und ethnographischen Entdeckungen *eine Menschheit, die in diesem Punkt immer mit uns übereinstimmt* (im Original kursiv / eog): dass also für die ganze bekannte Menschheit die Welt der Arbeit eine völlig andere ist als die der Sexualität und des Todes. (...) Wenn wir tiefer sehen, so zeigt sich uns eine höchst merkwürdige Tatsache: dass dieses aufwühlende Gebiet des Sexuellen, das auch uns noch beherrscht, seine Wurzeln im animalischen Leben hat, das *nicht* (im Original kursiv / eog) der Arbeit unterworfen ist. Es ist auch das gleiche Gebiet, dessen Zauber der Gegenstand dieses Werkes ist, das der Höhle von Lascaux« (Bataille 1983, S. 33). Die Übertretung des Verbotenen findet seine Ausdrücke im Spiel, in der Kunst und in der Religion statt. In diesem Zusammenhang ist an ein Werk des französischen Soziologen Roger Caillois zu erinnern, das den Titel trägt »Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch« und in deutscher Sprache zuerst 1966 erschienen ist (vgl. Caillois 1982). Roger Caillois war zusammen mit Georges Bataille, Michel Leiris einer der drei Begründer des »Collège de Sociologie« in den dreissiger Jahren in Paris, an welchem u. a. auch Walter Benjamin und Hans Mayer teilgenommen hatten (vgl. dazu Moebius 2006, wo das *Collège de Sociologie* ausführlich dargestellt wird). Hier eröffnet sich nochmals ein weiteres Forschungsfeld, das im Rahmen dieser Arbeit nicht behandelt werden kann. Es geht um die Einheitlichkeit des Fragens und die Differenzen in Vorgehen und Antworten, welche das Verhältnis von Kunst und Wissenschaft als zwei

---

ist hier allerdings keine Gelegenheit. Es bräuchte dazu eine eigene Untersuchung dieser Frage im Zusammenhang dessen, was denn genau unter »Lernen« verstanden werden kann.

Möglichkeit mit den Rätseln, die die Welt den Menschen stellt, umzugehen darstellen.<sup>91</sup>

Wenn Menschen kreativ sind, entsteht manchmal Kunst.<sup>92</sup> Damit ein kreativer Ausdruck eines Menschen zu »Kunst« werden kann, braucht es eine Instanz, welche diesen Ausdruck als Kunst in der punktiert. Es entsteht zunächst zu etwas wie ein »Kunstdreieck«. Dieses Dreieck besteht aus der kreativ werdenden Person, dem Material, das unter dem Einfluss der kreativen Tätigkeit zum Objekt, zum Werk wird, und einer dritten Instanz, die das Werk als Kunstwerk versteht. Ein Dreieck ist das kleinste Polygon, es können selbstverständlich weitere Instanzen in die Betrachtung einbezogen werden. Vielleicht lassen sich solche Kunstpolygone auch als Wahrnehmungspunkte beschreiben, die der Denkstil einer Betrachter\_in konstruiert, wenn sie »Kunst« wahrnimmt. Kunst wäre dann ein Konstrukt, das in einem vieldimensionalen Raum entsteht.

Wenn wir das Kunstdreieck betrachten, so können wir uns diese Formation als ein Ensemble vorstellen, das aus drei Aktanten besteht: der Künstler\_in, dem Kunstwerk und der Kunstrezeptor\_in. In einer vereinfachten Sichtweise können wir uns diesen dreidimensionalen Raum als Koordinatensystem vorstellen, dessen Nullpunkt das Kunstwerk selbst ist. Entlang der drei Dimensionen lassen sich beliebige Geschichten zuordnen, die für das Zustandekommen des Werkes von Bedeutung sind. Auf diese Weise entsteht ein Akteur-Netzwerk, in dem sich Menschen und Dinge im Hinblick auf »Kunst« verbinden. Die in der Kreativwerkstatt gepflegte Kunst wird gerne der sogenannten »*art brut*« zugeordnet. Die Bezeichnung »*art brut*« geht auf Jean Dubuffet – mein Diktierprogramm hat daraus »John und der

---

<sup>91</sup> Namen, die in dieser Hinsicht wichtig sind, ohne dass die Aufzählung vollzählig wäre und ohne, dass ihr Werke hier im Einzelnen genannt werden, sind Ernst Bloch, Georg Lukas, Thomas Kuhn, Hansjörg Rheinberger und Bruno Latour.

<sup>92</sup> Unter kapitalistischen Vergesellschaftungsverhältnissen ist Kunst das, was am Kunstmarkt als Kunst verkauft werden kann. Professionelle des Kunstbetriebs werden einer dieser Bestimmung von Kunst vehement widersprechen. Mit einem gewissen Recht werden sie widersprechen und viele von ihnen werden gleichzeitig die Kommerzialisierung der Kunst kritisieren. Jeder weiss, dass der Kunstmarkt eine der letzten Oasen bildet, in denen illegales Geld gewaschen werden kann, denn hier sind Barzahlungen noch möglich.

Büffel« gemacht, eine Bezeichnung, die Jean Dubuffet ohne Zweifel gefallen hätte. Jean Dubuffet war ein Autodidakt, ein Künstler aus Frankreich, der dieses Kunstkonzept in den dreissiger Jahren des 20. Jahrhunderts entwickelt hat und es 1945 als solches formulierte.<sup>93</sup> Diese Kunst wird oft auch als »naiv«, manchmal als »primitiv« bezeichnet. Damit wird ausgedrückt, dass die Künstler\_innen, die diese Kunst schaffen keine Professionellen der Kunst sind, sondern Laien oder Dilettanten. Dass es gerade Künstler wie Pablo Picasso oder Georges Braques gewesen sind, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts sich für diese Art der Kunst begeistert hatten, zeigt das Dilemma einer elitistischen Kunstbetrachtung.

## Kunst und Kultur

Es ist interessant, zu sehen, was die Beschäftigungsangebote in der Kreativwerkstatt hauptsächlich beinhalten. Die MmR können Weben, Sticken, Stricken, Filzen, Nähen und weitere textile Arbeiten ausführen, mit Ton arbeiten, Linolschnitte herstellen, Linoldrucke machen, gestalterisch in einem weiten Sinne arbeiten. Viele dieser Tätigkeiten sind alte Kulturtechniken, welche die Menschen teilweise seit dem Paläolithikum betreiben, jene Epoche in der Geschichte der Menschen, in der auch die Kunst aufscheint, die auf *»eine Menschheit, die in diesem Punkt immer mit uns übereinstimmt«* um das vorherige Zitat von Georges Bataille noch einmal aufzunehmen (vgl. Bataille 1983, S. 33).

Es wird hier offensichtliches, teilweise sehr altes, Kulturgut gepflegt. Gleichzeitig sind viele dieser Kulturtechniken in der heutigen Kultur marginalisiert oder werden allenfalls ausserhalb der so genannten Arbeitswelt weiter gepflegt. Genauso alt wie die ältesten dieser Kulturtechniken ist die Kunst. Soweit wir zurückblicken können, haben Menschen sich künstlerisch betätigt. Auf diese tiefe historische Dimension hat mich eine Forscherin gestossen, die in der Gruppe tätig ist. Sie hat Texte zu verschiedenen Tätigkeiten verfasst und dabei im Internet recherchiert. Dabei ist ihr die historische Tiefe dieser

---

<sup>93</sup> in Lausanne besteht das Museum »Collection de l'art brut«, das angeregt von Jean Dubuffet die Kunst von » Spinnern/ des fous« sammelt. Vgl.

<http://www.artbrut.ch/fr/21070/collection-art-brut-lausanne> / Abfrage 10. 2. 2016.

Kulturtechniken aufgefallen und sie hat wie selbstverständlich diese kulturgeschichtlichen Hinweise in ihre Texte eingebaut. Sie fand, das gehöre einfach auch dazu. Die Forschungsarbeiten in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals haben mich auf eine eigenartige Weise wieder mit meinen Interessen für die Paläonthologie verbunden. Ludwig Hohl hatte einmal gesagt, die Ränder brächen herein und vom Rand aus sähe man besser in die Mitte.

Die Kreativwerkstatt stellt in diesem Sinne einen Rand der Arbeitsgesellschaft dar. Sie beschäftigt Menschen, die im so genannten Wirtschaftsprozess keine Verwendung finden. Der reale Raum, den die Kreativwerkstatt einnimmt, ist keine hundert Meter von der europäischen Grenze nach Frankreich entfernt, wenige hundert Meter vom Ende der Piste des Flughafens, am Rande der Stadt Basel, am Rande der Schweiz.

Hier, vom Rand ausgehend, waren wir aufgebrochen vor mehr als drei Jahren, um eine Reise zu unternehmen, von der niemand wusste, wo sie genau hinführen würde, was wir auf ihr erleben würden und welche Produkte wir auf diesem gemeinsamen Weg herstellen würden. Interessanterweise, wenn auch nicht völlig unerwartet, sind wir im Zentrum der Kultur gelandet, dort wo alles beginnt und alles endet, bei der Kommunikation, also bei der Frage, was Menschen miteinander teilen.

Diese Frage lässt sich nach dieser Erfahrung für mich schlüssig beantworten – meine Antwort ist weder neu noch originell, viele haben sie vor mir formuliert, aber vielleicht fange ich erst nach der Erfahrung dieser Forschung an, sie zu begreifen im Sinne des Wortes – die Menschen teilen miteinander das, dass sie Menschen sind.

Deshalb sollten wir aufhören, sie zu unterteilen und gegenseitig aus ihren Tätigkeiten auszuschliessen. Wir sollten vielmehr darangehen, an dem zu arbeiten, was wir vielleicht vor längerem in vielerlei Hinsicht verloren haben, das uns aber allen in die Wiege scheint: die gemeinsam erzeugte Heimat auf dieser Erde.



## Journal de recherche

29. Januar 2015

Ich werde das Entstehen dieses Textes dokumentieren. Gestern Nacht habe ich mit seiner Abfassung begonnen. Die Zeit des Nachdenkens sollte nun auch abgelöst werden durch eine Zeit des Schreibens. Es geht mir schlecht. Meine Wirbelsäule macht allerlei Kapriolen. Am 25. Januar bin ich während des Mittagessens «eingefroren». Mein Schultergürtel und die Oberarme sind gelähmt gewesen. In den Fingern hatte ich noch Kraft, aber es wurde mir leicht schwindlig und ich konnte mich ungefähr 30 Sekunden bis eine Minute lang nicht mehr bewegen. Ich ass zusammen mit einer Arbeitskollegin bei mir zu Hause in der Wohnung zu Mittag. Ich habe nichts gesagt und ich denke, dass sie auch nichts bemerkt hat. Gestern konnte ich zum Arzt. Neurologisch scheint soweit alles in Ordnung zu sein, eine Erkrankung des Nervensystems kann vermutlich ausgeschlossen werden. Es ist also wieder einmal nur mein Rücken, der nicht mehr mitmachen kann, wie immer. Während ich das alles am Aufschreiben bin, nehmen die körperlichen Symptome zu. Also höchste Zeit zum Aufschreiben. Nächsten Mittwoch (2.2.) kann ich in die Röhre, dann wird man etwas mehr wissen. Inzwischen unterhalte ich mich mit Mr. Würig, der mir nicht nur den Schlaf raubt, sondern auch das Schuhbinden und andere körperliche Tätigkeiten erschwert. In einer unendlichen Schleife höre ich Van Morrison, der zusammen mit den Them das von Bob Dylan geschriebene Lied «*It's all over now Baby Blue*» aus dem Jahre 1966. 1966, da war in der dritten Klasse des Gymnasiums Winterthur und stand kurz davor, von der Schule zu fliegen. Rockmusik und Reggae halfen mir durch die schwere Zeit. Seit 40 Jahren bin ich als Forscher tätig. 1974 übernahm ich meinen ersten «kommerziellen» Forschungsauftrag, die Auswertung eines Fragebogens für eine FDP-Gemeinderätin, die eine Umfrage gemacht hatte, nach dem Bedürfnis einer Tagesschule in der Stadt Winterthur.

Nun diese Forschung in der Kreativwerkstatt des Basler Bürgerspitals. Seit mehr als einem Jahr arbeite ich mit einer Gruppe von Menschen, die als psychisch und/oder geistig behindert bezeichnet werden an diesem Projekt. Zwei Kolleginnen

helfen mir dabei. Seit dem Oktober 2014 wird das Projekt auch vom eidgenössischen Büro für die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen unterstützt. Deshalb sind die beiden Kolleginnen möglich. Die Lehrstuhlinhaberin hat das Projekt von Anfang gefördert und die partizipative Forschung zu einem Schwerpunkt ihres Lehrstuhls gemacht.

7. Februar 2015

Übertragung und Gegenübertragung sind zentrale Momente dieses Forschungsansatzes. Eine der Schwierigkeiten dieser Forschung besteht darin, dass wir als Forscher\_innen ziemlich intensive Beziehungen zu den Menschen mit denen wir forschen aufbauen. Das ist notwendig, damit wir überhaupt forschen können. Diese Beziehungen sind nur möglich, weil wir zusammen forschen. Die Institution der Wissenschaft, als Forschung hier verstanden, ist das Medium, das alle Beziehungen die in diesem Zusammenhang möglich sind überbestimmt. Gleichzeitig stellen wir ständig die notwendige Distanz her. Und so geraten alle festen Kategorien ins Rutschen.

19. März 2015

Mehr als einen Monat lang habe ich an diesem Manuskript nicht mehr gearbeitet. Es blieb liegen weil ich viele andere Aufgaben zu erledigen hatte. Gestern war die erste Präsentation des Forschungsvorhabens im Rahmen des Kolloquiums des Lehrstuhls. Zwei Mitarbeitende vom anderen Lehrstuhl haben auch teilgenommen. Wir drei sind eine gute Truppe und im Moment auch gut eingespielt. In der Diskussion ist die Frage aufgetaucht, die sich mir stellt, wie kann ich das in einem Bericht mitteilen, was ich erlebe. SP schlägt mir vor, die «Vignetten-Methode» zu verwenden. Klar, so hat Freud seine Fälle dargestellt. Bei NA taucht die Frage auf, ob das, was wir tun, denn noch Wissenschaft sei? Selbstverständlich! Klar ist das, was wir tun Wissenschaft. Sie *mäeutisch*, sie öffnet ein Feld für eine Perspektive, die sonst unterdrückt wird. Unser Problem ist vielmehr, wie wir das, was wir tun so darstellen können, dass jemand anderer versteht, was wir tun und weshalb wir tun wie wir tun. Es wird also ein Spiel sein von GESCHICHTE und GESCHICHTLEIN. Die Geschichte enthält immer eine Linie. Bleibt

die Frage ob es eine Erzählung im Sinne Walter Benjamins sein wird oder ein Roman. Das ist noch nicht wirklich geklärt und auch die Positionierung der Erzähler\_in ist noch nicht klar.

3. April 2015

Das Problem des Erzählens einer Geschichte besteht in erster Linie darin, die Geschichte so gut zu erzählen, dass eine Leser\_in, die das Buch in die Hand nimmt, mit Neugier weiterliest, weil sie wissen möchte, wohin die Lektüre der Geschichte sie führt und wie sie enden wird.

5. April 2015

Schiffbruch mit Zuschauer. Hans Blumenberg lesen (Blumenberg 2014 (1979)-a; Blumenberg 2014 (1979)-b). Bruno Latour (Latour 1995; Latour 2002; Latour 2014 (2012)) lesen, Peter Burke (Burke 2001, 2014 (2000)) lesen. Lesen, lesen lesen und dann schreiben, schreiben, schreiben. Man hat immer viel zu wenig gelesen.

9. April 2015

Die Sprache wird im Zentrum dieser Untersuchung sein, die Sprache verstanden als das Medium menschlicher Kommunikation. Wie können wir uns verständigen? Ob wir uns dabei auch verstehen, das steht auf einem anderen Blatt.

11. April 2015

IB hat mir und NA eine sehr berührende Notiz aus ihrem Forschungstagebuch geschickt als Reaktion auf die Lektüre meines Textes. Ich lese zur Zeit Alain Brossat *Plebs Invicta* (Brossat 2012). Es geht um den Sprachgebrauch, um das Moment der Herrschaft, um die Möglichkeit Phänomene legitim bezeichnen zu können.

Die Forschung, die wir zur Zeit durchführen, ist eine Forschung, welche genau diesen Aspekt thematisiert. In einem Dachrestaurant hoch über den Dächern der Stadt lese wieder einmal Henri Lefebvre; in seiner Kritik des Alltagslebens umreisst er im zweiten Band, den er «*Grundrisse der Alltäglichkeit*» nennt die Konzepte seiner Analyse und führt dabei den Begriff der *Transduction* ein, als jener Bewegung des Denkens, welche aus dem Gegebenen ein Mögliches macht (vgl. Lefebvre 1977, S.

131). Ich kenne den Begriff vor allem von René Lourau und hole mir also *Implication – Transduction* aus dem Büchergestell, jenes schöne Buch aus dem Jahre 1997 (Lourau 1997). Ich lese das Vorwort von Remi Hess, der erzählt, dass er das Buch zuerst gar nicht in seine Reihe aufnehmen wollte, weil zu gelehrt gewesen sei. «Entrer dans la pensée de l'auteur suppose que le lecteur fasse lui-même un grand travail de construction» (Préface de Remi Hess, Seite IX, in Lourau 1997). Ich erinnere mich an Andrew Abbot: «You can be easily too radical for an audience. If you aim to have an impact, you have to adjust your heuristic gambits to your audience – whether it is a bunch of college friends, a seminar or a subdiscipline. Note also that the cyclical relations about methods and the fractal character of social scientific debates mean that it is quite possible to be too radical for one group while being insufficiently radical for another» (Abbott 2004, S. 111). Ich lerne daraus, dass man sich immer zwischen Stuhl und Bank setzen kann und deshalb wohl am besten gleich am Boden bleibt. Lourau erwähnt in seinem Tagebuch, dass er in den letzten Tagen sehr viel Bateson gelesen hat und dass der dort verwendete Begriff der Abduktion sehr nahe beim Begriff der Transduction ist (Lourau 1997, S. 197). So schliesen sich die Kreise.

29. Oktober 2015

Das Manuskript ist liegen geblieben.

11. November 2015

Die Kurzatmigkeit hat mich wieder eingeholt. Die Arme sind schwer. Ist nicht einfach sich gelassen auf die Aufgabe zu beziehen, die dieses Forschungsprojekt an mich stellt.

13. November 2015

Es geht mir wieder besser, was die Atmung anbelangt. Gestern habe ich Forschungsseminar den teilnehmenden Studentinnen und meiner Kollegin diese Forschung vorgestellt. Ich habe viele Geschichten erzählt und gleichzeitig auch von meiner Angst gesprochen, dass die Arbeit der Forschungsgruppe nicht ernst genommen würde im Rahmen der wissenschaftlichen Gemeinschaft sondern als Exotikum eingeordnet würde. Eine der Studentin hat mir gesagt, sie denke das werde nicht der Fall sein,

dann ich würde dermassen achtungsvoll über die Forscher\_innen berichten, dass man sie unbedingt ernst nehmen werde. Diese Aussage hat mich sowohl beruhigt als auch gleich wieder verwirrt. Habe ich hier eine Verantwortung?

30. Dezember 2015

Der Text ist lange liegengeblieben. Die Arbeiten im Forschungsprozess und die viele Lehre in diesem Semester haben es mir verunmöglicht an diesem Text weiter zu arbeiten. Ich habe die letzten Tage nach Weihnachten dafür gebraucht, mit wieder in die Thematik hineinzudenken. Zu Vieles ist rein partiell gedacht und geschrieben worden. Also alles nochmals neu ordnen und neu schreiben.

Daran, dass die Forschung niemals stillsteht, haben mich die SMS-Botschaften eines Forschungskollegen aus der Forschungsgruppe erinnert. Nach Weihnachten hat er mich sogar angerufen und mir schöne Weihnachten und ein gutes neues Jahr gewünscht. Er rief auch noch seinen Vater ans Telefon. Dieser hat sich für die «Störungen» entschuldigt, aber sein Sohn sei so begeistert von der Forschung. Er erzähle stets vom Forschungsprojekt und über mich. Ich bin einerseits gerührt und andererseits verstehe ich diese Begeisterung nur teilweise. Sie erinnert mich an die Begeisterung eines anderen Kollegen. Ich bin verstört, genügt es denn bereits, die Menschen ernst zu nehmen, um Menschen, die im Status von Behindertsein leben, zu begeistern? In der Forschungsgruppe dürfen sie mitteilen, was sie gerne mitteilen wollen. Forschung als Moment von Befreiung? Wir leben in einer eigenartigen Kultur.

28. Januar 2016

Die Arbeiten in der Forschungsgruppe sind rasch vorangeschritten. Die Umstellung auf eine arbeitsteilige Arbeitsweise bereiten noch einige Schwierigkeiten und die Komplexität unserer Arbeit ist am Ansteigen. Andererseits zeigt sich gerade in diesem Moment des Projektes, wie produktiv Heterogenität sein kann. Durch die Art und Weise wie das Projekt organisiert wird können die Erforschung Beiträge leisten. Die Parallelisierung der Arbeiten ermöglicht dies. Gleichzeitig wird die Koordination der Projektarbeiten anspruchsvoller. Immer

deutlicher wird mir bei diesen Arbeiten, wie bezogen auf diese Forschungsgruppe die Anwendung einer formalen »leichten Sprache« angepasst wäre. Ist notwendig nochmals die Sprechakttheorie anzuschauen und vielleicht ihre ganz besondere Anwendung in den Arbeiten von Judith Butler (vgl. dazu Butler 2006 (1997)).

24. Februar 2016

In den letzten Wochen habe ich an diesem Manuskript wenig gearbeitet. Ich habe viel gelesen, viel in der Kreativwerkstatt gearbeitet und schliesslich ist mir die Fasnacht dazwischengekommen. Meine Lektüre scheint auf den ersten Blick mir selbst nicht besonders zielgerichtet gewesen zu sein. Sie hat er denn Anschein einer ziellosen Suche. Dennoch kreist die Suchbewegung immer um das gleiche Thema: wie lassen sich diese Erfahrungen, die ich in der Kreativwerkstatt machen kann, so darstellen, dass sie für wissenschaftliche Diskurse anschlussfähig werden. Je länger ich mir darüber Gedanken machen, desto klarer wird mir, dass es sehr schwierig sein wird, mit diesen Erfahrungen in der Wissenschaft Gehör zu finden. Zwar gilt in der Behinderungsforschung nach wie vor der Leitsatz »Nichts über uns ohne uns«, aber die Erziehungswissenschaft und insbesondere die bloss in kleinen deutschsprachigen Raum vorfindliche Sonderpädagogik nehmen die Ergebnisse der Behinderungsforschung nur am Rande zur Kenntnis. Seit einigen Jahren entstehen Lehrstühle, Zeitschriften und Gesellschaften für »disability studies«, die gerade durch diesen Prozess wieder zum Ausschluss von Menschen führen, welche ihre Welt erforschen wollen. Unabdingbar scheint es zu sein, dass Wissenschaft notwendigerweise sich unterscheiden muss von etwas, dass sie selbst als »Nicht-Wissenschaft« bezeichnet. Es ist immer die Wissenschaft, die solches feststellt.

1. April 2016

Ich bin längere Zeit nicht dazu gekommen am Manuskript weiter zu arbeiten. Die technischen Aspekte der Buchproduktion haben mich ziemlich stark beansprucht, so dass der Kopf für das Schreiben kaum mehr freizubekommen gewesen ist.

4. Mai 2016

Das Manuskript ist liegengeblieben. Ab Mitte des Semesters wird es stets schwierig einigermassen kontinuierlich an einem Text zu arbeiten. Ich habe sehr viel gelesen und viel nachgedacht. Aber zum Schreiben bin ich nicht gekommen. Nach einem Unterbruch beim Schreiben muss ich immer den Zusammenhang des Textes wieder finden.

16. Juni 2016

Das Manuskript ist bald fertig. Ich habe eine noch nicht korrigierte Version an zwei Kollge\*innen in Wien geschickt mit der Bitte es sich anzusehen und mir dann eine Rückmeldung zu geben. Eine weitere Kollegin in Zürich wird das Paper auch lesen.

25. Juni 2016

Aus Wien zurück. Ich habe auf dem Rückweg am Manuskript gearbeitet. Die Diskussionen mit den Freundinnen in Wien haben mir geholfen, meine eigenen Gedanken zu klären. Mit MP werde ich anfangs Juli noch skypen. Ich habe einige neue Texte von Castoriadis gelesen, ganz besonders hat mir jener über die Magmen und die menschliche Schöpfung gefallen (Castoriadis 2010 (1986)). Er hat mir nochmals die Bedeutung der Mengenlehre gezeigt und auf die Unvollständigkeit und die Inkonsistenz der Vielheiten hingewiesen. Wir sollten aufhören uns die Welt als Totalität vorzustellen, als etwas, das wir je »im Griff« haben könnten. Wieder denke ich darüber nach, was ich und andere verpasst haben, weil wir Castoriadis nicht oder Jahrzehnte zu spät gelesen haben.

5. Juli 2016

Ich fahre nach Paris. Treffen des Ludwik-Fleck-Kreises. Marek ist im November gestorben ich bin noch immer traurig über seinen Verlust. Nun ist seine Tochter am Sterben. Ich freue mich die Freund\*innen wieder zu treffen, aber auch die Trauer begleitet mich. Gestern konnte ich mit JR und RZ das Textmanuskript besprechen. Die Rückmeldungen sind positiv ausgefallen. Nun bin ich beruhigt. Es gibt jede Menge Einzelkritiken, die ich alle nun bearbeiten werde. JR hatte sich während der Lektüre gefreut, RZ meinte, beim Lesen spüre man, dass ich mit Freude über dieses

Projekt berichten würde. Meine sonstigen Bücher seien stärker von Empörung, Wut und Zorn geprägt. Das freut mich, ich habe zu zeigen versucht, wohin der Weg für eine neue politische Sozialwissenschaft führen kann, welche Bezüge sie braucht und wie sie funktioniert.

7. Juli 2016

Im überfüllten TGV fahre ich zurück nach Basel. Wir hatten eine gute Versammlung und haben die Pläne für die Aktivitäten im nächsten Jahr diskutiert. Daneben haben wir viel zusammen geredet, gelacht, gegessen und getrunken. Heute über Mittag war ich über zwei Stunden im *Jardin des Plantes*. Es ist dies einer meiner Lieblingsplätze in Paris. Ich habe immer das Gefühl, hier der Aufklärung zu begegnen, dem Versuch, der Natur beizukommen, sie zu ordnen. Man geht durch die verschiedenen Abteilungen und riecht die Pflanzen. Es hatte angenehm wenig Menschen, die den Zoo besucht haben. Auf der Bank sassen neben mir eine etwa Vierjährige und ihre vielleicht Grossmutter oder -Tante. Sie studierte konzentriert den Plan des Zoos und erklärte ihrer Begleitung, was sie alles gesehen hatte und was nicht. Dann regte sie sich auf über die Leute, die die Zigarettenstummel einfach auf den Boden werfen.

Ich kann gut in einer solchen Umgebung schreiben. Ich könnte den ganzen Tag an einem solchen Ort sein, ab und zu einen Kaffee und ein Mineralwasser trinken und dann weiter schreiben. Warum mache ich das nicht öfter? Es ist schön mit dem TGV nach Osten in den Abend hineinzufahren und zu schreiben. Es ist die Erfahrung eines Vorankommens in einem doppelten Sinne.

11. Juli 2016

Noch immer ist mein Text nicht fertig. Er franst am Ende aus, denn es fehlt ihm noch die abschliessende Betrachtung zur Kunst. Ich werde Bataille's Analyse der Höhlenbilder von Lascaux noch erwähnen. Aber im Moment fehlt die Zeit. Ich werden diese Textversion mal als Zwischenbericht an meine Kolleginnen mailen.

12. Juli 2016

Gestern habe ich lange mit einer Freundin Österreich geskyppt. Sie hatte sich bereit erklärt, mein Manuskript zu lesen. Zu meiner



grossen Freude fand sie meine Argumentation verständlich und sie erklärte sich auch bereit, mir noch ihre Kommentare zu schicken.

Gestern und heute den ganzen Tag über wieder Bataille gelesen. Wie hatte ich ihn nur so lange vergessen können?

13. Juli 2016

Der Text ist fertig geschrieben. Was jetzt noch fehlt, das sind die Korrekturen und allfällige kleinere Überarbeitungen.

## Bibliografie

- Abbott, Andrew. 2004. *Methods of Discovery. Heuristics for the Social Sciences*. New York, London: W. W. Norton & Company.
- Adorno, Theodor W. 1971. "Erziehung nach Auschwitz." Pp. 88-103 in *Erziehung zur Mündigkeit. Vorträge und Gespräche mit Hellmut Becker 1959-1969*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Agamben, Giorgio. 2002. *Homo sacer. Die Souveränität der Macht und das nackte Leben*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Aristoteles. 1972. *Nikomachische Ethik*. Zürich: Buchclub Ex Libris.
- Atmanspacher H., Bezzola Lambert L., Folkers G., and Schubiger PA. 2014. "Relevance relations for the concept of reproducibility." *J. R. Soc. Interface* 11(20131030.).
- Bataille, Georges. 1982. *Der heilige Eros*. Frankfurt am Main - Berlin - Wien: Ullstein Verlag.
- . 1983. *Die Höhlenbilder von Lascaux oder die Geburt der Kunst*. Stuttgart: Klett-Verlag.
- . 2001. *Die Aufhebung der Ökonomie. Der Begriff der Verausgabung. Der verfemte Teil. Kommunismus und Stalinismus. Die Ökonomie im Rahmen des Universums*. München: Matthes & Seitz Verlag.
- Bateson, Gregory. 1987. *Geist und Natur. Eine notwendige Einheit*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 1996. *Ökologie des Geistes: Anthropologische, psychologische, biologische und epistemologische Perspektiven*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft.
- Bateson, Gregory, and Mary Catherine Bateson. 1988. *Angels Fear: Towards an Epistemology of the Sacred*. Toronto: Bantam Books.
- Bateson, Gregory, Bateson, Mary, Catherine. 1993. *Wo Engel zögern. Unterwegs zu einer Epistemologie des Heiligen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Bateson, Gregory, and Jürgen Ruesch. 1987. *Communication: The Social Matrix of Psychiatry: The remarkable collaboration that significantly influenced the development of system theory*. New York: W.W. Norton & Company.
- Bauleo, Armando. 2013. *Ideologie, Familie und Gruppe*. Wien, Zürich, Berlin: Lit Verlag.

- Benedict, Ruth. 1957. *Urformen der Kultur*. Hamburg: Rowohlt.
- Benz, Andreas. 1997. *Der Überlebenskünstler. Drei Inszenierungen zur Überwachung eines Traumas*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt.
- Bernstein, Basil. 1970. "Lernen und soziale Struktur. Ein soziolinguistischer Aufsatz." Pp. 7-33 in *Lernen und soziale Struktur. Aufsätze 1965 - 1970*, edited by Basil Bernstein, Ulrich Oevermann, Regine Reichwein, and Heinrich Roth. Amsterdam: Verlag de Munter.
- Biermann, Julia, ; Erich Otto Graf, ; Michelle Proyer, D.,; Simon Reisenbauer, ; and Raphael.; Zahnd. 2014. "Über die Grenzen der "nationalen und Grenzen überschreitenden europäischen Heil- und Sonderpädagogik" und darüber hinaus." *VHN* 83(3):259-63.
- Blandiana, Ana. 1993 (1992). *Die Applausmaschine*. Göttingen: Steidl.
- Blumenberg, Hans. 2014 (1979)-a. *Arbeit am Mythos*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 2014 (1979)-b. *Schiffbruch mit Zuschauer. Paradigma einer Daseinsmetapher*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Boltanski, Luc, and Ève Chiapello. 2003. *Der neue Geist des Kapitalismus*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft.
- Bourdieu, Pierre. 2005. "Ökonomisches Kapital – Kulturelles Kapital – Soziales Kapital." Pp. 49 - 78 in *Die verborgenen Mechanismen der Macht*. Hamburg: VSA.
- Bourdieu, Pierre, Passeron, Jean-Claude. 1971. *Die Illusion der Chancengleichheit. Untersuchungen zur Soziologie des Bildungswesens am Beispiel Frankreichs*. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- Brossat, Alain. 2012. *Plebs Invicta*. Berlin: August Verlag.
- Buber, Martin. 1962a. *Ich und Du*. Zürich: Buchclub Ex Libris.
- . 1962b. *Logos. Zwei Reden*. Heidelberg: Lambert Schneider Verlag.
- Buber, Martin, Rosenzweig, Franz (Ed.). 1992. *Die fünf Bücher der Weisung*. Stuttgart: Deutsche Bibelgesellschaft.
- Burke, Peter. 2001, 2014 (2000). *Papier und Marktgeschrei. Die Geburt der Wissensgesellschaft*. Berlin: Verlag Klaus Wagenbach.
- Butler, Judith. 2006 (1997). *Hass spricht. Zur Politik des Performativen*. Berlin: Suhrkamp Verlag.

- Caillois, Roger. 1982. *Die Spiele und die Menschen. Maske und Rausch*. Frankfurt am Main - Berlin - Wien: Verlag Ullstein.
- Castoriadis, Cornelius. 1984. *Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Castoriadis, Cornélius. 2010 (1986). "Die Logik der Magmen und die Frage der Autonomie." Pp. 111 - 48 in *Das imaginäre Element und die menschliche Schöpfung*. Lich / Hessen: Verlag Edition AV.
- Deleuze, Gilles, and Félix Guattari. 1992. *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*. Berlin: Merve.
- Deulceux, Sandrine, Hess, Remi (Ed.). 2009. *Henri Lefebvre. Vie - Oeuvres - Concepts*. Paris: Ellipses Éditions.
- Devereux, Georges. 1976. *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*. Frankfurt am Main, Berlin, Wien: Ullstein.
- . 1977. *Essais d'ethnopsychiatrie générale*. Paris: Éditions Gallimard.
- . 1981. *Baubo. Die mythische Vulva*. Frankfurt am Main: Syndikat Autoren- und Verlagsgesellschaft.
- Douglas, Mary. 1991 (1986). *Wie Institutionen denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Eco, Umberto. 1972. *Einführung in die Semiotik*. München: Fink.
- Elias, Norbert. 2004. *Was ist Soziologie?* Weinheim und München: Juventa Verlag.
- . 2004 (1986). *Was ist Soziologie?* Weinheim, München: Juventa Verlag.
- Erdheim, Mario, and Maya Nadig. 1979. "Größenphantasien und sozialer Tod." Pp. 115-26 in *Karrieren*, edited by Karl Markus Michel und Harald Wieser. Berlin: Rotbuch Verlag.
- Fleck, Ludwik. 1983 (1947). "Schauen, Sehen Wissen." Pp. 147 - 74 in *Erfahrung und Tatsache*, edited by L. & Schnelle Schäfer, T. Frankfurt: Suhrkamp.
- . 1980 (1935). *Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Theorie vom Denkstil und Denkkollektiv*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 2008 (1936). "Das Problem einer Theorie des Erkennens." Pp. 63 -108 in *Ludwik Flecks vergleichende Erkenntnistheorie. Die Debatte inPrezeglad Filsoficzny1936 - 1937*, edited by Birgit Griesecke, Graf, Erich, Otto. Berlin: Parerga.

- Foucault, Michel (Ed.). 1975 (1973). *Der Fall Rivière. Materialien zum Verhältnis von Psychiatrie und Strafjustiz.* Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Freud, Sigmund. 1999 (192). "Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung." Pp. 375 -87 in *Gesammelte Werke Band VIII, Werke aus den Jahren 1909 - 1913*, edited by Sigmund Freud. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch GmbH.
- . 1999 (1905). "Bruchstücke einer Hysterie-Analyse." Pp. 161 - 286 in *Gesammelte Werke Band V*, edited by Sigmund Freud. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag GmbH.
- . 1999 (1912). "Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung." Pp. 375 -87 in *Gesammelte Werke Band VIII, Werke aus den Jahren 1909 - 1913*, edited by Sigmund Freud. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch GmbH.
- . 1999 (1940). *Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse.* Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuchverlag.
- Garfinkel, Harold. 1996. "Ethnomethodology's programm." *Social Psychology Quarterly* (59):5 - 23.
- Giedion, Sigfried. 1987 (1948). *Die Herrschaft der Mechanisierung. Ein Beitrag zur anonymen Geschichte.* Frankfurt am Main: Athenäum.
- Girtler, Roland. 1980. *Vagabunden in der Grosstadt. Teilnehmende Beobachtung in der Lebenswelt der «Sandler»* Wien. Stuttgart: Enke.
- . 2003. *Randkulturen. Theorie der Unanständigkeit. Mit einem kleinen Wörterbuch der Gaunersprache.* Wien - Köln - Weimar: Böhlau Verlag.
- . 2004. "Die 10 Gebote der Feldforschung." Pp. 3-4 in *10 Gebote der Feldforschung.* Wien: LIT Verlag.
- Glaserfeld von, Ernst. 1996. *Radikaler Konstruktivismus: Ideen, Ergebnisse, Probleme.* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Graf, E. O. 2008. *Forschen als sozialer Prozess. Zur Reflexion von Momenten der Forschung in sozialwissenschaftlicher Forschung.* Luzern: Verlag an der Reuss.
- Graf, Erich Otto. 1988. *Das Erziehungsheim und seine Wirkung. Untersuchungen zu Rollenstruktur und Kommunikationssystem einer Arbeitserziehungsanstalt.* Luzern: Verlag der Schweizerischen Zentralstelle für Heilpädagogik.

- Graf, Erich Otto. 1990. *Forschung in der Sozialpädagogik: Ihre Objekte sind Subjekte*. Luzern: Schweizerische Zentralstelle für Heilpädagogik.
- Graf, Erich, Otto. 2003. "Gruppen sind Denkkollektive, in denen wir das Soziale untersuchen können." Pp. 17 - 42 in *Erfahrungen mit Gruppen. Theorie, Technik und Anwendungen der operativen Gruppe*, edited by E. O. Graf, von Salis, E. Zürich: Seismo.
- Graf, Erich Otto. 2011a. *Lernen ist Veränderung. Bildungs- und Erziehungsprozesse aus dem Blickwinkel der Institutionsanalyse*. Münster: Waxmann Verlag.
- Graf, Erich, Otto. 2011b. *Lernen ist Veränderung. Bildungs- und Erziehungsprozesse aus dem Blickwinkel der Institutionsanalyse*. Münster: Waxmann Verlag.
- Graf, Erich Otto. 2013. *Solidarität. Selbstaufklärung, Autonomie, Denken, Handeln und Subjektivität*. Berlin: epubli.
- . 2015. "Partizipative Forschung." Pp. 32 - 42 in *Biografie, Partizipation, Behinderung. Theoretische Grundlagen und eine partizipative Forschungsstudie*, edited by Ingeborg Hedderich, Barbara Egloff, and Raphael Zahnd. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.
- (2017). *Inklusionsforschung. Beiträge zu einer Ethnographie des Inlands*. Berlin, epubli GmbH.
- Graf, Erich, Otto and Karl Mutter. 2007. "Das Suchen ist wichtiger als das Finden - Über das Segeln zwischen den Leitdifferenzen. "Elaborierter Dilettantismus" als Forschungsstrategie." Pp. 259-83 in *Studien zur Ethik in Ostmitteleuropa. Von der wissenschaftlichen Tatsache zur Wissensproduktion. Ludwik Fleck und seine Bedeutung für die Wissenschaft und Praxis*, edited by Bozena Choluj, Joerden, Jan, C. Frankfurt am Main: Peter Lang.
- Graf, Erich, Otto, and Andreas Sidler. 1997. "Zum Konzept der operativen Gruppe – eine Skizze." *Journal Sondernummer. Zur Theorie und Praxis der operativen Gruppe. Psychoanalytisches Seminar Zürich*:51 - 63.
- Graf, Erich, Otto, Cornelia Renggli, and Jan Weisser, (Eds.). 2011. *PULS - Drucksache aus der Behindertenbewegung. Materialien für die Wiederaneignung einer Geschichte*. Zürich: Chronos Verlag.
- Heintz, Peter. 1968. *Einführung in die soziologische Theorie*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

- Hess, Remi. 1998a. La pratique du journal. L'enquête au quotidien. Paris: Anthropos.
- . 1998b. Pédagogues sans frontière. Écrire l'intérêt. Paris: Ed. ECONOMICA.
- . 2009. Die Praxis des Tagebuchs. Beobachtung - Dokumentation - Reflexion. Münster: Waxmann Verlag.
- Hess, Remi, Wulf, Christoph (Ed.). 1999. Grenzgänge. Über den Umgang mit dem Eigenen und dem Fremden. Frankfurt/Main: Campus Verlag.
- Holderegger, Hans. 2003 (1993). *Der Umgang mit dem Traume*. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Hoyningen-Huene, Paul. 2013. Systematicity. The Nature of Science. Oxford: Oxford University Press.
- Klemperer, Victor. 1969. »LTI«. Die unbewältigte Sprache. Aus dem Notizbuch eines Philologen. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.
- Kuhn, T. S. 1967. Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen. Frankfurt: Suhrkamp.
- Lacan, Jacques. 1975. *Schriften II*. Olten: Walter Verlag.
- Lamihi, Ahmed, Monceau, Gilles (Ed.). 2002. Institution et implication. L'oeuvre de René Lourau. Paris: Éditions Syllepse.
- Lapassade, Georges. 1972. Gruppen, Organisationen, Institutionen. Stuttgart: Ernst Klett Verlag.
- . 1976. Der Landvermesser oder die Universitätsreform findet nicht statt. Ein Soziodrama in fünf Akten. Stuttgart: Ernst Klett.
- . 1988a. "Die Sozioanalyse." Pp. 155-67 in *Institutionelle Analyse. Theorie und Praxis*, edited by Gabriele Weigand, Hess, Remi, Prein, Gerald. Frankfurt am Main: Athenäum Verlag.
- . 1988b. "Institutionelle Analyse und Ethnomethodologie." Pp. 55-60 in *Institutionelle Analyse. Theorie und Praxis*, edited by Gabriele Weigand, Hess, Remi, Prein, Gerald. Frankfurt am Main: Athenäum Verlag.
- . 1993. "De la multiréférentialité comme «bricolage»." *Pratiques de formation* (25/26):115 - 33.
- . 2004. "A propos du bricolage méthodique." *Les irraductibles. Revue interculturelle et planétaire d'analyse institutionnelle* 5:209-13.
- Latour, Bruno. 1995. Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie. Berlin: Akademie Verlag.

- . 2002. Die Hoffnung der Pandora. Frankfurt: Suhrkamp.
- . 2007. Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft. Einführung in die Akteur-Netzwerk-Theorie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 2014 (2012). Existenzweisen. Eine Anthropologie der Moderne. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri. 1977. *Kritik des Alltagslebens*. Kronberg: Athenäum Verlag.
- . 2002. *Méthodologie des Sciences*. Paris: Anthropos.
- Lem, Stanislaw. 1983. Philosophie des Zufalls. Zu einer empirischen Theorie der Literatur. Frankfurt am Main: Insel Verlag.
- Lévi-Strauss, Claude. 1973. *Das wilde Denken*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 1976. *Mythologica I*. Das Rohe und das Gekochte. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Lévy-Bruhl, L. 1926. *Das Denken der Naturvölker*. Wien und Leipzig: Wilhelm Braumüller Universitäts-Verlagsbuchhandlung.
- Lévy-Bruhl, Lucien. 1927. *L'âme primitive*. Paris: Librairie Felix Alcan.
- Loos, Cécile, Ines. 1983. *Der Tod und das Püppchen*. Küsnacht / Zürich: edition kürz.
- Lourau, René. 1969. *L'illusion pédagogique*. Paris: Epi.
- . 1970. *L'Analyse institutionnelle*. Paris: Les éditions de minuit.
- . 1977. *Le gai savoir des sociologues*. Paris: Union Générale d'Éditions.
- . 1978. *L'État-inconscient*. Paris: Les Éditions de minuit.
- . 1981. *Le lapsus des intellectuels*. Paris: Editions Privat.
- . 1988. *Le journal de recherche. Matériaux d'une théorie de l'implication*. Paris: Librairie des Méridiens Klincksieck.
- . 1997. *Implication – Transduction*. Paris: Anthropos.
- Mauss, Marcel. 1984. Die Gabe. Form und Funktion des Austausches in archaischen Gesellschaften. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Mayer, Hans. 1981 (1975). *Aussenseiter*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Mentzos, Stavros. 1976. *Interpersonale und institutionalisierte Abwehr*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.



- Merton, Robert K. 1980. Auf den Schultern von Riesen. Ein Leitfaden durch das Labyrinth der Gelehrsamkeit. Frankfurt am Main: Syndikat.
- . 1995. Soziologische Theorie und soziale Struktur. Berlin: Walter de Gruyter.
- Merton, Robert, K., and Elinor Barber. 2004. The Travels and Adventures of Serendipity. A Study in Sociological Semantics and the Sociology of Science. Princeton: Princeton University Press.
- Mitterer, Josef. 2010. "»Über Interpretation«." Pp. 286-96 in *Die Dritte Philosophie. Kritische Beiträge zu Josef Mitterers Non-Dualismus*, edited by Alexander Riegler, Weber, Stefan. Weilerswist: Velbrück Wissenschaft.
- Moebius, Stephan. 2006. Die Zauberlehrlinge. Soziologiegeschichte des Collège de Sociologie (1937 - 1939). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Morin, Edgar. 1987. "Komplexität als Herausforderung." *TUMULT, Zeitschrift für Verkehrswissenschaft*. (9):93-108.
- Nadig, Maya. 1986. Die verborgene Kultur der Frau. Ethnopschoanalytische Gespräche mit Bäuerinnen in Mexiko. Subjektivität und Gesellschaft im Alltag von Otomi-Frauen. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Nathan, Tobie. 1979. *Ideologie, Sexualität und Neurosen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Orwell, George. 1974. 1984. Zürich: Diana Verlag.
- Parin, Paul. 1978. Der Widerspruch im Subjekt. Ethnopschoanalytische Studien. Frankfurt am Main: Syndikat.
- . 2002. "Erfahrungen mit der Psychoanalyse bei der Erfassung gesellschaftlicher Wirklichkeit." in *«Mit den Mitteln der Psychoanalyse ..»*, edited by Emilio Modena. Giessen: Psychosozial.
- Parin, Paul, Fritz Morgenthaler, and Goldy Parin-Matthèy. 1978. Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst. Psychoanalyse und Gesellschaft am Modell der Agni in Westafrika. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- . 1983. Die Weissen denken zuviel. Psychoanalytische Untersuchungen bei den Dogon in Westafrika. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag.

- Raphael, Max. 1979. Wiedergeburtsmagie in der Altsteinzeit. Zur Geschichte der Religion und religiöser Symbole. Frankfurt am Main: Fischer.
- Rheinberger, Hans-Jörg. 2006. Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Ruesch, Jürgen, and Gregory Bateson. 1995. Kommunikation: Die soziale Matrix der Psychiatrie. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- . 1995 (1951). Kommunikation: Die soziale Matrix der Psychiatrie. Heidelberg: Carl-Auer Verlag.
- Segar, Lynn, v. Foersters, Heinz. 1988. "Maturana und der Beobachter." Pp. 101-08 in *Das 18. Kamel oder die Welt als ... zum Konstruktivismus*, edited by Lynn Segar, v. Foersters, Heinz. München: Piper Verlag.
- Simmel, Georg. 1983 (1908). Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Stehr, Nico. 2003. Wissenspolitik. Die Überwachung des Wissens. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Tanner, Hannes. 1988. "Untersuchungen über Wirkungen des Massnahmenvollzuges bei besonders erziehungsschwierigen Jugendlichen der Schweiz (gemäss Art. 93ter StGB) ; Befunde zur Einweisungspraxis, zur Realität des Massnahmenvollzuges und zu Persönlichkeitsveränderungen während des Massnahmenvollzuges.": Pädagogisches Institut der Universität Zürich Sozialpädagogische Forschungsstelle.
- . 1992. "Effekte des Massnahmenvollzuges bei besonders erziehungsschwierigen Jugendlichen in der Schweiz." *Kriminologisches Bulletin* (18):53 - 101.
- Tanner, Hannes, and Heinrich Tuggener. 1990. "Effekte des Massnahmenvollzuges bei besonders erziehungsschwierigen Jugendlichen in der Schweiz / Zur Problematik der Verbindung von Pädagogik und Justiz." Pp. S. 134-61 in *Das Jugendalter: Entwicklungen - Probleme - Hilfen*, edited by H.-CH. Steinhausen. Bern: Verlag Hans Huber.
- Touraine, Alain. 1976. "Zehn Ideen für eine Soziologie." Pp. 52 - 89 in *Was nützt die Soziologie*, edited by Alain Touraine. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- von Foerster, Heinz. 1992. "Kybernetische Reflexionen." Pp. 132-39 in *Das Ende der grossen Entwürfe*, edited by Hans Rudi Fischer. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

- . 1999. Sicht und Einsicht. Versuche zu einer operativen Erkenntnistheorie. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag.
- von Foerster, Heinz, Pörksen Bernhard. 2011 (1998). Wahrheit ist die Erfindung eines Lügners. Gespräche für Skeptiker. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.
- von Glasersfeld, Ernst. 1984. "Radikaler Konstruktivismus." Pp. 57-63 in Denkanstöße '85. Ein Lesebuch aus Philosophie, Natur- und Humanwissenschaften, edited by Heidi Bohnet-von der Thüsen. München: Piper.
- . 1991. "Abschied von der Objektivität." Pp. 17-30 in *Das Auge des Betrachters. Beiträge zum Konstruktivismus*, edited by P. Watzlawick, Krieg, P. München: Piper Verlag.
- . 1992 (1987). Wissen, Sprache und Wirklichkeit. Braunschweig: Vieweg.
- . 2008a. Unverbindliche Erinnerungen. Skizzen aus einem fernen Leben. Wien: FOLIO Verlag.
- . 2008b. "Who Conceives of Society?" *Constructivist Foundations* 3(2):59-108.
- Weigand, Gabriele, Hess, Remi (Ed.). 2007. Teilnehmende Beobachtung in interkulturellen Situationen. Frankfurt am Main: Campus Verlag.
- Weigand, Gabriele, Hess, Remi, Prein, Gerald (Ed.). 1988. *Institutionelle Analyse. Theorie und Praxis*. Frankfurt am Main: Athenäum Verlag.
- Weiss, H. (1980 (1936)). "Die "Enquête Ouvrière" von Karl Marx." *Zeitschrift für Sozialforschung* V / 1936(1): 76-98.
- Weisser, Jan. 2005. "Sonderpädagogische Probleme formulieren: Konzepte und die Logik sonderpädagogischen Wissens." Pp. 97-115 in *Sonderpädagogische Professionalität. Beiträge zur Entwicklung der Sonderpädagogik als Disziplin und Profession*, edited by Detlef Horster, Hoyningen-Süess, Ursula, Liesen, Christian. Zürich: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- . 2007. "Für eine antiessentialistische Theorie der Behinderung." *Behindertenpädagogik* 46(3/4):237 - 49.
- Whitehead, Alfred N. 1984. Prozess und Realität. Entwurf einer Kosmologie. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.
- Wyss, Kurt. 2007. Workfare. Sozialstaatliche Repression im Dienst des globalisierten Kapitalismus. Zürich: edition 8.

Graf, Erich Otto, Ed. 2017. Sprechweisen. Berlin, epubli GmbH. ISBN  
978-3-7418-8272-2  
Seite: 1 - 173